

Hochschule Merseburg, University of Applied Sciences
Fachbereich Soziale Arbeit. Medien. Kultur
Soziale Arbeit

Alleinsein

**Zur Geschichte des Kinderzimmers und dessen Bedeutung aus
entwicklungspsychologischer Sicht**

Bachelorarbeit

vorgelegt von

Paul König

22175

paul.koenig@stud.hs-merseburg.de

Erstgutachten: Prof. Dr. Konrad Weller

Zweitgutachten: Prof. Dr. Maika Böhm

Merseburg, der 10.08.2018

„Man fragte einmal Hyacinthe, einen Schauspieler, der wegen seiner witzigen Einfälle berühmt war, wo er die Hüte machen ließe, bei deren Anblick sich das Theater vor Lachen bog. ‚Ich lasse sie nicht machen, ich hebe sie mir auf!‘ antwortete er.“

*Honoré de Balzac,
Vetter Pons (1847)*

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
2. Methodische Entscheidungen	6
2.1 Terminologie.....	6
2.2 Literatur	8
3. Vorzug der Psychoanalyse	10
3.1 Psychoanalyse und Gesellschaft	10
3.2 Psychoanalytische Entwicklungstheorie.....	15
4. Winnicott.....	17
4.1 Trieb, Objekt und Integration	17
4.2 Abhängigkeiten – Aspekte einer Entwicklungstheorie	19
4.3 Alleinsein und die Fähigkeit dazu.....	23
5. Zur Bedeutung des Alleinseins	26
5.1 Wahres und falsches Selbst	27
5.2 Alleinsein und Sein in Gesellschaft	30
6. Das Kinderzimmer	32
6.1 Historische Wohnbedingungen des Kindes.....	33
6.1.1 Funktionen.....	34
6.1.2 Mobilität	36
6.1.3 Größe	37
6.1.4 Elterliche Geschmacksnormen	38
6.2 Häuslichkeit	39
7. Zur Bedeutung des Kinderzimmers.....	41
7.1 Ein Ort für sich allein.....	42
7.2 Übertreten und durchbrechen	43
8. Abschließende Betrachtung	46
Literaturverzeichnis.....	48

Abbildungsverzeichnis

<i>Abb. 1:</i> Merkmale des Triebes nach Freud im Vergleich (eigene Darstellung)	17
<i>Abb. 2:</i> Integrationsprozess nach Winnicott (eigene Darstellung)	23

1. Einleitung

*"Das Kind will allein sein können,
aber sich nicht ausgegliedert fühlen.
Es gibt hier kein Entweder-Oder."*

*Ingeborg Weber-Kellermann*¹

Weber-Kellermann formuliert in ihrem Buch zu Geschichte und Funktionen des Kinderzimmers im 19. und 20. Jahrhundert stellvertretend ein universales Bedürfnis: die Möglichkeit des Rückzugs, die gegeben sein sollte, an einem Ort, an welchem man sich sicher weiß und notwendige Beziehungen nicht verliert; letztlich das Bedürfnis nach individueller Freiheit in Sicherheit. Das Erkennen und Entfalten von Individualität findet wie jede Entwicklung in Gesellschaft statt. Auch allein ist man immer in Gesellschaft. Weber-Kellermanns Imperativ, der nur die Gleichzeitigkeit von Alleinsein und unter anderen sein kennt, korrespondiert mit der „Fähigkeit zum Alleinsein“, wie der Kinderarzt und Psychoanalytiker Winnicott sie formuliert: als Alleinsein in Anwesenheit anderer. Alleinsein in diesem Sinne ist räumlich und zeitlich unbestimmt. Es kann verstanden werden, als Zustand innerer Aufmerksamkeit, als Versunkensein oder Sein für sich, ohne auf seine Umgebung zu achten. Anders als Einsamkeit und Isolation ist Alleinsein die sozial ermöglichte Erfahrung von Individualität (vgl. Sesink 2002, 110 ff.). Alleinsein als solche zu erfahren, setzt voraus, sich dem Zugriff der Gemeinschaft entziehen zu können, ohne Vertrauensverlust zu werden. Im Kinderzimmer ist diese Möglichkeit gegeben.

In der „Fähigkeit zum Alleinsein“ kommt ein kindlicher Entwicklungsstand zum Ausdruck (vgl. Winnicott 1990b, 36), weshalb die vorliegende Literaturarbeit von der Frage geleitet wird, welche Bedeutung Alleinsein innerhalb der Persönlichkeitsentwicklung zukommt und wie dieser durch die Wohnsituation des Kindes entsprochen werden kann. Es soll aufgezeigt werden, inwieweit die historisch gewachsene, psychologische Notwendigkeit des Alleinseins ihr Entsprechendes findet in der historisch gewachsenen Idee der Notwendigkeit des Kinderzimmers und dass ein Zimmer für sich allein zu haben, beiträgt zu einer Entwicklung hin zur Individualität. Dabei setzte ich voraus, dass Persönlichkeitsentwicklung Phasen der Individuation beinhaltet. Diese müssen, wie Entwicklungen im Allgemeinen, unterstützt werden. Erstens, indem die emotionalen Voraussetzungen

¹ Weber-Kellermann 1991, 38.

durch Beziehungen zur menschlichen Umwelt geschaffen sind und zweitens durch geeignete räumliche Bedingungen. Beides unterliegt einem historischen Wandel, der menschliche Affekte ebenso determiniert wie die sozioökonomischen Gegebenheiten, durch die sie zu ihrem Ausdruck kommen. Diesen verstehe ich nach Elias als Zivilisationsprozess.

Alleinsein im Sinne Winnicotts bildet innerhalb der Entwicklungspsychologie eine Ausnahme. Es gilt daher, methodische Entscheidungen zu treffen und den Vorzug psychoanalytischer Theorien, für die vorliegende Arbeit zu begründen. Anschließend werden Aspekte der Entwicklungstheorie Winnicotts dargestellt und die entwicklungspsychologische Bedeutung des Alleinseins hervorgehoben. Der Betrachtung des Kinderzimmers als Ort des Alleinseins geht die Schilderung historischer Kontinuitäten hinsichtlich der Wohnbedingungen des Kindes voraus. Dabei erscheint die Entwicklung hin zur „Häuslichkeit“ für die vorliegende Arbeit als besonders interessant. Abschließend werden Bedeutung des Alleinseins wie des Kinderzimmers auf ihre Gemeinsamkeiten hin zusammengefasst.

2. Methodische Entscheidungen

2.1 Terminologie

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht das Wort „Alleinsein“. Alltagssprachlich mag es als psychisches und also emotionales Erleben vordergründig sein. So erscheint Alleinsein als Wunsch oder Angst, von anderen getrennt zu sein, wird dahin gehend zuweilen romantisiert oder ist negativ konnotiert. Weiterhin ist das räumliche und zeitliche Getrenntsein von anderen objektiv bezeichnet (vgl. Winnicott 1990b, 36; Elbing 1991, 4 ff., 14 ff.). Man ist beispielsweise allein zu Haus. Doch kann man auch allein eine Oper besuchen und während der Vorstellung allein sein, ohne dass man tatsächlich räumlich und zeitlich von anderen getrennt wäre. Alleinsein findet dann in Anwesenheit anderer statt. Ein wesentlicher Aspekt wird hierdurch deutlich: Dem Alleinsein ist die Beziehung zu anderen inhärent. Besuchte man die Oper in Begleitung einer vertrauten Person, sagte man nicht von sich, man sei allein gewesen, wohingegen die Anwesenheit Unbekannter zu einer solchen Aussage berechtigte. Wie jedoch steht es, wird man von der vertrauten Person nach einem gelungenen Opernabend objektiv allein gelassen? Man mag sich verlassen fühlen oder einsam. Eine terminologische Entscheidung zu treffen, um Alleinsein erstens seiner alltagsprachlichen Bedeutung zu entheben und zweitens gegen synonym verwandte Wörter abzugrenzen, scheint daher unausweichlich.

Elbing weist darauf hin, dass „einsam“ in seiner etymologischen Ursprungsbedeutung „Einheit“ längst eine philosophische, theologische und soziologische Vokabel ist. Auch in ihrem frühneuhochdeutschen Verständnis wird sie interdisziplinär und alltagsprachlich verwandt (vgl. Elbing 1991, 4 f.).² Ebenso hat sich die Psychologie, historisch gesehen der Philosophie am nächsten, Alleinsein und Einsamkeit zugewandt. Erkenntnisinteressen und methodische Annäherungen sind jedoch different (vgl. ebd., 14 ff.). Um diesen entsprechen zu können, bietet Elbing ein Ordnungsmodell der Termini an (vgl. ebd., 7 ff.). Er geht von einer „doppelten, anthropologischen Wesensbestimmung des Menschen“ aus (ebd., 6; ferner Lotz 1967), die für die hier zu treffende Entscheidung nützlich erscheint. Darin ist der Mensch als Individuum enthalten. Er ist ausgerichtet auf Autonomie, fähig zu Selbstreflexion und -verwirklichung. Gleichzeitig ist er darauf angewiesen, unter anderen zu sein und insofern abhängig von Gemeinsamkeit (vgl. ebd., 6 f.). Elbings Doppelbestimmung entspricht seiner doppelten Sichtweise des Alleinseins. „Physisches Alleinsein“ ist in dieser unterschieden von „psychischem Alleinsein“ (ebd. 9 f.). Ersteres ist das tatsächliche Getrenntsein von anderen und demnach ein neutraler Begriff, der durch Beisammensein ergänzt wird. Letzteres dagegen bezeichnet Facetten des Erlebens physischen Alleinseins. Elbing unterscheidet „Für-sich-Sein“ als positives, von „Einsamkeit“ als negatives Erleben (vgl. ebd., 9 ff.).³ Auch wenn ich der Terminologie Elbings inhaltlich folge, bedarf es derer Einschränkung gemäß meines Forschungsinteresses. Elbing nämlich verwendet sie, um den Schwerpunkt seiner Arbeit der psychologischen Einsamkeitsforschung zu widmen, von Interesse für die hier vorliegende Arbeit hingegen ist „Für-sich-Sein“ und wie es sich im Kinderzimmer ermöglicht. „Für-sich-Sein“ umfasst „Auf-sich-verwiesen-Sein“ und „Auf-sich-selbst-bezogen-Sein“ (ebd., 6). Um diese Bedeutungseinheit berücksichtigen zu können und dabei den Text lesbar zu halten, verwende ich, trotz der notwendig Skepsis Elbings, „Alleinsein“. Auch Winnicotts Verständnis des Alleinseins lässt sich so besser darstellen, da er, wie zu zeigen sein wird, objektives Alleinsein nicht voraussetzt, um die „Fähigkeit zum Alleinsein“ zu entwickeln, sondern die Anwesenheit anderer als grundlegende Bedingung ansieht.

² „Allein“ und „Einsam“ sind miteinander etymologisch verwandt. „Allein“ ist überliefert seit dem 12. Jahrhundert. Es setzt das althochdeutsche „ein“ in seiner Bedeutung „eine“ fort und verstärkt es; „all“ ist ein Wort des 8. Jahrhunderts und taucht unter anderem in den Bedeutungen „in höchstem Maße“ und „ganz“ auf. Das Abstraktum hierzu ist „Einheit“ (Kluge 2002, 30 f., 233). Ebenfalls dem Althochdeutschen entstammt „einsama“, das ebenfalls „Einheit“ bedeutet. Das Suffix „-sam“ ist ursprünglich eigenständig verwendet worden, in der Bedeutung „von gleicher Beschaffenheit“ (ebd., 783). „Einsam“ allerdings ist erst seit dem 14. Jahrhundert bekannt; in seiner Verwendung „für sich allein“, „verlassen“ und „unverheiratet“ erst seit dem 16. Jahrhundert. Zuvor verstärkte es ebenfalls sein Grundwort (ebd., 235). Etymologisch verwandt ist auch „einzeln“ (Kluge 2002, 236).

³ Die Unterscheidung „positiver“ und „negativer Einsamkeit“ ist Elbings Auffassung nach „unscharf und verwirrend“, sodass sie sich für den wissenschaftlichen Gebrauch nicht eignet (Elbing 1991, 13).

2.2 Literatur

An dieser Stelle bahnt sich eine weitere Entscheidung an. Ausgehend von Interesse und Terminologie der vorliegenden Arbeit gilt es, die Literaturlauswahl zu begründen.⁴ Winnicotts „Fähigkeit zum Alleinsein“ ist bereits erwähnt worden und sie ist es, die den Anstoß gab, die Bedeutung des Kinderzimmers aus Sicht der Entwicklungspsychologie zu betrachten. Die entwicklungspsychologische Bedeutung des Alleinseins ist dabei der historisch gewachsenen Idee der Notwendigkeit des Kinderzimmers voranzustellen. Dass die einführende entwicklungspsychologische Literatur die Stichworte „allein“ und „Alleinsein“ nicht führt, erschwert den direkten Zugang, eröffnet jedoch gleichzeitig die Möglichkeit einer interessen geleiteten Annäherung.⁵ Folglich empfiehlt sich, die „Fähigkeit zum Alleinsein“ im Kontext der Entwicklungstheorie Winnicotts zu betrachten, um vergleichbare Ideen identifizieren zu können. Die Grundlagentexte hierfür finden sich in Winnicott 1990b, 1994, 1997. Da keine systematische Monographie Winnicotts vorliegt, bieten sich zur Strukturierung und Einordnung Khan 1977, Sesink 2002 und Phillips 2009 als renommierte Kenner dessen Werkes an; auch Aucter in Winnicott 1994 und Müller 1998 liefern wichtige Hinweise.⁶ Elbing legt 1991 die erste wissenschaftliche Monographie in deutscher Sprache vor, die Einsamkeit als Gegenstand psychologischer Forschung und Intervention behandelt. Er erwähnt Winnicott im Kontext psychodynamischer Forschungsansätze und attestiert der positiv formulierten „Fähigkeit zum Alleinsein“ eine „Sonderstellung“ (Elbing 1991, 42). Doch stehe Winnicott insofern in „der psychodynamischen Tradition“, als dass er „Einsamkeit als Merkmal nicht gelungener Persönlichkeitsentwicklung“ betrachte (ebd., 43). Weitere Kritik erfährt die synonyme Verwendung von Einsamkeit und Alleinsein.⁷ Im Folgenden findet Winnicott kaum Beachtung (vgl. ebd., 49, 242).

Durch Winnicotts Entwicklungstheorie begibt man sich unweigerlich auf psychoanalytisches Terrain und ich sehe es als legitim an, dieses für mein Vorhaben nicht zu verlas-

⁴ Um eine vollumfängliche Begründung kann es sich dabei nicht handeln. Die Fußnoten sind deshalb unter anderem Anmerkungen zu Literatur und Forschungsdiskussion vorbehalten.

⁵ Bereits Elbing weist auf die Schwierigkeiten bei der theoretischen Annäherung an die psychologische Bedeutung des Alleinseins hin (vgl. Elbing 1991, 14 ff.).

⁶ Winnicott 1994 kommt einer systematischen Darstellung am nächsten. Das Buch ist allerdings nach Winnicotts Ableben erschienen und besteht aus einer von zwei Synopsen eines nicht vollendeten Manuskripts, wie Clare Winnicott und die Herausgeber darstellen (vgl. Winnicott 1994, 25 f.). Sesink widmet sich vergleichsweise ausführlich dem Alleinsein im Sinne Winnicotts, spart jedoch, seinem vorwiegend pädagogischen Interesse entsprechend, wichtige entwicklungspsychologische Aspekte aus. Khans Ausführungen über die „Fähigkeit zum Alleinsein“ bieten kaum mehr als der Primärtext (vgl. Winnicott 1990b, 36 ff.).

⁷ Das Sachregister zu Winnicott 1994 verweist unter dem Stichwort „Alleinsein“ auf „Isolation“ (vgl. Winnicott 1994, 242).

sen. Erstens ist dieses damit auf psychoanalytische Entwicklungspsychologie eingegrenzt, zweitens bietet die Psychoanalyse hinsichtlich des zu behandelnden Themas Vorzüge, die ich im nachfolgenden Kapitel gesondert darstelle.

Zuvor noch einige Worte das Kinderzimmer betreffend. Sich unter dem Gesichtspunkt des Alleinseins im Kinderzimmer dem großen Fundus der niedergeschriebenen Kindheitserinnerungen anzunähern, ist verlockend, wäre jedoch erstens für die vorliegende Arbeit ein zu umfängliches Unterfangen und ließe sich zweitens methodisch wohl nicht ohne Anmaßung und Spekulation sowie drittens nur um den Preis, die Erfahrungswelt des Proletariats unzureichend zu repräsentieren, unternehmen.⁸ Weiterhin lässt sich die Geschichte des Kinderzimmers nicht darstellen, ohne eine – gewissermaßen zweite territoriale – Eingrenzung vorzunehmen. Ich beschränke mich in der historischen Darstellung vorrangig auf den deutschsprachigen Raum ab 1800 und beziehe mich hierbei insbesondere auf Weber-Kellermann 1991 und Gehrke-Riedlin 2003 sowie die sozialhistorischen Arbeiten zu Kindheit und Familie von Wischermann 1985, Zeiher 1991 und Niehuss 2001, 2007.⁹ Auch Tränkles volkskundliche Studie zu Wohnkultur und Wohnweisen in Tübingen beschäftigt sich exemplarisch mit kindlichen Wohnbedingungen und soll daher berücksichtigt werden. Mein Interesse des Kinderzimmers und familiären Zusammenlebens im Prozess der Zivilisation verfolge ich unter Zuhilfenahme von Schmidt 1988, der das Thema aus sexualwissenschaftlicher Perspektive erhellte, Zinnecker 1990, der den zivilisationsanalytischen Begriff der „Verhäuslichung“ prägt, Elias 1998, 1999, 2002, der eine Theorie des Zivilisationsprozesses formuliert sowie Gestrich et al. 2003, durch welche die Geschichte der Familie aus unterschiedlichen Forschungsperspektiven dargestellt wird.

⁸ Herausforderungen der Erforschung konkreter kindlicher Wohnverhältnisse, insbesondere proletarischer, thematisiert Wischermann 1985, 184 ff.

⁹ Zu strittigen Punkten hinsichtlich Forschungsstand und Methoden vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 21–32.

3. Vorzug der Psychoanalyse

3.1 Psychoanalyse und Gesellschaft

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts etabliert sich die Psychologie, von Frankreich ausgehend, zusehends als eigenständige Wissenschaft. Vormals als Teil der Philosophie betrachtet, entwickelt sich ein naturwissenschaftlich-medizinisches Verständnis der psychischen Vorgänge.¹⁰ So ist auch Freuds Wissenschaftsbegriff kausal im Sinne einer physikalisch-biologischen Ordnung. Doch entwickelt sich daraus eine Theorie der menschlichen Psyche, die wurzelt in Literatur, Philosophie und Kunst der Antike; dem archäologischen Interesse und der Sammelleidenschaft Freuds ebenso entspringt, wie seiner ehrgeizigen Vorliebe für große Persönlichkeiten aus Historie wie Gegenwart und seinen umfassenden Studien der zeitgenössischen Psychopathologie und Sexualwissenschaft (vgl. Kutter 1992, 11 f.; Flammer 1996, 65 f.; Makari 2011, 32–155).¹¹ Hinweise auf die theoretischen und biografischen Bezugspunkte der Freudschen Psychoanalyse fehlen in kaum einer Publikation. Weniger deutlich wird hervorgehoben, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen die Psychoanalyse entstehen konnte: Das 19. Jahrhundert¹² folgt nicht nur einem naturwissenschaftlichen, sondern auch einem bürgerlichen Ideal; ein Ausdruck von „Rationalisierung“ (Elias 1999, 388) und, betrachtet man das familiäre Zusammenleben, „Emotionalisierung“ (Schmidt 1988, 22)¹³, der sich seit der Überwindung des Ständewesens anbahnt (vgl. Maurer 1996, 31–66).¹⁴ Für die Zeit um 1800 lässt sich feststellen: Die „Haushaltsfamilie“ als „Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft“ (We-

¹⁰ Zur Entwicklung der positivistischen Psychologie und deren Einflüsse bei Freud vgl. Makari 2011, 19–69.

¹¹ Flammer zeigt beispielsweise, wie die physikalischen Sätze von Energieerhaltung und Thermodynamik sowie die Forschung Darwins, zentrale Vorstellungen Freuds prägen (vgl. Flammer 1996, 65–67). Kutter nennt als weitere Einflüsse Leibniz, Carus, von Hartmann, Herbarth und Schopenhauer (Kutter 1992, 11 f.), Makari ergänzt Freuds umfassendes Wissen der Klassiker Ovid, Horaz, Cicero, Vergil, Sophokles, Homer, Plato und die Bewunderung, welche er Brutus, Hannibal und jüdischen Ministern der k.u.k-Monarchie entgegenbrachte (Makari 2011, 33). Freuds Synthese der zeitgenössischen Sexualwissenschaft ist ebenda beschrieben (vgl. ebd., 109–155). Diese hinsichtlich einer Theorie der Psyche bereits unvollständige Reihung ließe sich weiterführen, wölte man die Entwicklung der Psychoanalyse als Therapiemodell und dessen spezifische Techniken darstellen. Wie Freuds kulturtheoretisches Denken beeinflusst worden ist, beschreibt unter anderem Reiche in Freud 2002.

¹² Es ist bekannt, dass Uneinigkeit darüber besteht, wie die Jahrhunderte einzuteilen sind; insbesondere was das 19. Jahrhundert betrifft. Ich halte mich in dieser Arbeit an den Vorschlag Hobsbawns und verstehe das 19. Jahrhundert als „langes“ zwischen den Jahren 1789 und 1914.

¹³ Die „Emotionalisierung des Familienlebens“ umfasst nach Schmidt „Häuslichkeit, romantische Partnerwahl, Gattenliebe und Elternliebe“ (Schmidt 1988, 22). Ich werde mich im Folgenden auf den Aspekt der Häuslichkeit beschränken, obgleich jeder der genannten für das kindliche Wohnen wichtig ist. Die Elternliebe konstruiert Schmidt in Rückgriff auf Ariès Gleichgültigkeitsthese (ebd., 25–27).

¹⁴ Maurers Habilitationsschrift (Maurer 1996) ist wohl die umfassendste Untersuchung des entstehenden deutschen Bürgertums zwischen dem Übergang von der Ständegesellschaft zum aufgeklärten Absolutismus bis Ende der Befreiungskriege.

ber-Kellermann 1991, 15) differenziert sich zusehends unter den sich neu konstituierenden gesellschaftlichen Bedingungen hin zur bürgerlichen Kern- und Kleinfamilie.¹⁵ Das familiäre Zusammenleben ist nicht länger durch gemeinschaftliches Wirtschaften bestimmt, sodass es einer neuen Grundlage bedarf, auf welcher es sich gestaltet. Schmidt weist darauf hin, dass die Familie ihrer Funktion beraubt ist; die Idee, eine „Fortpflanzungsgemeinschaft“ mit „Familiensinn“ zu sein, ist noch jung (vgl. Schmidt 1988, 21; Ariès 2000, 555; Gestrich et al. 2003, 390 ff.).¹⁶

„Die Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz führt in allen Schichten zu einem Funktionsverlust der Familie. Sie organisiert nicht mehr die gemeinsame Produktion, sie hat keine Produktionsaufgaben mehr, d. h., sie verliert eine wesentliche sachliche, existentielle Basis“ (Schmidt 1988, 22).

Mit dieser Entwicklung geht die Trennung von Lohn- und Hausarbeit einher, die Voraussetzung ist für den Sozialtypus der „Hausfrau“ (vgl. ebd. 21 f.; Weber-Kellermann 1991, 24; Gestrich et al. 2003, 391 f.).¹⁷ Weiterhin ist zu ergänzen, dass auch Wohnung und Haus eine Funktion verlieren und nunmehr nur noch dem Wohnzwecke dienen. Arbeitet

¹⁵ Als Haushaltsfamilie ist jene zu verstehen, die Wohn- und Arbeitsstätte ebenso wenig voneinander trennt wie Verwandte und Bedienstete: „Die Haushaltsfamilie umfaßte nicht nur Blutsverwandte in verschiedenen Generationsschichten, sondern das Charakteristische dieses Hausverbandes war das Zusammenhausen von Eltern, Voreltern und Kindern mit nicht-blutsverwandten Mägden, Knechten, Dienstboten, Gesellen, Lehrlingen und famuli als Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft, wobei es auf die Anzahl der Haushaltsmitglieder gar nicht ankam“ (Weber-Kellermann 1991, 15). Sie fand sich unter Handwerks- und bäuerlichen Familien sowie unter Kaufleuten (vgl. ebd.; Gestrich et al. 2003, 406).

¹⁶ Schmidt stimmt hier weitgehend überein mit der Argumentation Ariès. Im Folgenden kann auf jene Revolutionen, welche die „Sozialgeschichte der Familie“ (Schmidt 1988, 18) nachdrücklich prägen sollten, nicht ausführlich eingegangen werden, nur so viel: Mit der „Industriellen Revolution“, die in Deutschland im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ihre Kräfte entfaltet, ändern sich die Lebensbedingungen der städtischen Bevölkerung dahin gehend, dass Arbeits- und Wohnstätte voneinander getrennt sind. Erstere sind nun die Fabriken, Verwaltungen oder an die jeweilige Dienstleistung gebunden. Gleichzeitig verbessert sich die Ernährungslage durch technische Fortschritte auf dem Agrarsektor. Die absolute Kindersterblichkeit sinkt, die Bevölkerungszahlen steigen und die Städte wachsen an; die Arbeitskraft geht nicht aus (vgl. Schmidt 1988, 17–20; Weber-Kellermann 1991, 23–25; zur Entwicklung des Dienstleistungs- und Verwaltungssektors vgl. Henning 1991, 857 ff., 912 ff., 953 Tab. 13). Die zweite Revolution ist jene des französischen Bürgertums, mit der sich das bürgerliche Ideal enorm verbreitet; nahm der europäische Adel Versailles zum Vorbild, ist Paris Hauptstadt des bürgerlichen 19. Jahrhunderts. Natürlich ist diese Darstellung stark vereinfacht und zu kausal. Weiterhin bedarf sie einer klassenspezifischen Betrachtung; auch auf die Arbeiterfrage kann nicht umfänglich eingegangen werden. Besonders bezüglich der Kindersterblichkeit kann der Unterschied kaum größer sein. So ist bei Johansen für Berlin um 1900 zu lesen: „In den Arbeitervierteln war die Säuglingssterblichkeit rund achtmal höher als in den reichen Wohnvierteln: 42 % in Wedding gegenüber 5,2 % in Tiergarten“ (Johansen 1981, 101). Auch für die verbliebene Landbevölkerung ändert sich zunächst wenig; abgesehen von der wachsenden Konkurrenz durch Waren- und Landwirtschaftsproduktion (vgl. Althammer und Lampert 2014, 24).

¹⁷ Schmidt verweist darauf, dass im Zuge dessen zwei Frauenbilder entstehen, welche die Frau in gleicher Weise auf ihre Mutterfunktion reduzieren. Eines „verklärt und verkitscht“ sie in ihrer finanziellen Abhängigkeit und Häuslichkeit, das Gegenbild stellt sie als „übermächtig und böse“ dar und damit ihre psychologische Macht heraus (vgl. Schmidt 1988, 23). Als wölte Niehuss die Einschätzung Schmidts bestätigen, schreibt sie: „In den Autobiographien finden wir die Wahrnehmung der Mütter durch ihre Kinder sehr ambivalent wieder. Oftmals äußern sich die Biographen so gut wie nicht über ihr Verhältnis zur Mutter, aus dem Gesamtkontext geht aber hervor, dass es ein sehr gutes Verhältnis gewesen sein muss. Zu unauffällig war vielleicht das mütterliche Verhalten, zu selbstverständlich ihre ständige Anwesenheit und ihre fürsorgliche Nähe“ (Niehuss 2007, 29).

man nicht, so wohnt man. Sofern der Haushalt weitere Mitglieder umfasst, etwa Bedienstete, sind diese ausschließlich in ihrer Funktion präsent und nicht der Familie zugehörig. Damit einhergehend entwickelt sich ein modernes Verständnis von Liebe und Sexualität, wie Schmidt beschreibt (vgl. Schmidt 1988, 17–45).¹⁸ Schmidt bezieht sich auf Elias, der eine Theorie über den Zivilisationsprozess seit dem europäischen Mittelalter zur Diskussion stellt, die auf Erkenntnisse der psychoanalytischen Forschung zurückgreift (vgl. ebd., 33–39; Elias 1998, 1999).¹⁹ Einige derer Aspekte können an dieser Stelle nur angedeutet werden.

„Die Zivilisation ist nichts ‚Vernünftiges‘, sie ist nichts ‚Rationales‘, so wenig sie etwas ‚Irrationales‘ ist. Sie wird blind in Gang gesetzt und in Gang gehalten durch die Eigendynamik eines Beziehungsgeflechts, durch spezifische Veränderung der Art, in der die Menschen miteinander zu leben gehalten sind“ (Elias 1999, 327).

Die Beziehungen zwischen den Individuen differenziert sich mit der Zentralisierung der Verwaltungsorgane, also der Herausbildung moderner Staaten. Dies erfordert unter anderem einen "gesellschaftlichen Zwang zum Selbstzwang", fortschreitende Affektkontrolle, „Rationalisierung“ und „Triebdämpfung“ sowie das stetige Vorrücken der „Scham- und Peinlichkeitsschwelle“, beispielsweise zwischen den Geschlechtern oder der Eltern gegenüber ihren Nachkommen (vgl. ebd. 323–347, 380–420). Diese Veränderung des menschlichen Verhaltens im Sinne eines Persönlichkeitstypus, der dem Entwicklungsstand der Gesellschaft entspricht, bezeichnet Elias als „Psychogenese“.²⁰ Diese ist in-

¹⁸ Der zweiteilige Text über „Die Entstehung der modernen Sexualität“ ist in der überarbeiteten und erweiterten Neuausgabe von Schmidt 1988 enthalten. In späteren Ausgaben und Auflagen des Schmidtschen „Der, Die, Das“ ist er nicht abgedruckt worden.

¹⁹ Freud selbst weist den Zivilisationsbegriff zugunsten des Kulturbegriffs zurück, da Zivilisation und Kultur sich nicht trennen ließen (vgl. Freud 2002, 110). Er sieht keinen elementaren Widerspruch, jedoch auch kaum die Möglichkeit, eines versöhnten, kulturfrendlichen Lebens, beim aktuellen – 1927 – Grad der Naturbeherrschung und dem Mangel „vorbildlicher Individuen“ (ebd., 112; ferner 109–113). Elias hingegen nimmt folgende Unterscheidung vor: „‚Zivilisation‘ bezeichnet einen Prozeß oder mindestens das Resultat eines Prozesses. Es bezieht sich auf etwas, das ständig in Bewegung ist, das ständig ‚vorwärts‘ geht. Der deutsche Begriff ‚Kultur‘, wie er gegenwärtig [1930er Jahre, Anm. PK] gebraucht wird, hat eine andere Bewegungsrichtung: Er bezieht sich auf Produkte des Menschen, die da sind, wie ‚Blüten auf den Feldern‘. Auf Kunstwerke, Bücher, religiöse oder philosophische Systeme, in denen die Eigenart eines Volkes zum Ausdruck kommt. Der Begriff ‚Kultur‘ grenzt ab. Der Zivilisationsbegriff lässt die nationalen Differenzen zwischen den Völkern bis zu einem gewissen Grad zurücktreten; er akzentuiert, was allen Menschen gemeinsam ist, oder – für das Gefühl seiner Träger – sein sollte“ (Elias 1998, 91 f.). Beide Begriffe bringen ein Selbstbewusstsein zum Ausdruck, wobei im deutschsprachigen Raum das zivilisatorische dem kulturellen nachgestellt ist (vgl. Elias 1998, 89–98).

²⁰ Wohl gemerkt entsprechen; individuelle und gesellschaftliche Entwicklung sind nicht identisch. Dazu Holzkamp-Osterkamp: „Der *gesellschaftliche mögliche Stand der Individualentwicklung* ist zu unterscheiden vom *gesamtgemeinschaftlichen Entwicklungsstand* und repräsentiert den *individuellen Entwicklungsstand*, den ein einzelner Mensch auf einer gegebenen *gesamtgemeinschaftlichen Entwicklungsstufe* (in den Grenzen menschlicher Lebenszeit und Kapazität) *erreichen kann*, sofern optimale *gesellschaftliche Entwicklungsbedingungen* vorliegen; das bedeutet, daß die individuelle ‚*Vermenschlichung*‘, hinter dem im *gesamtgemeinschaftlichen Entwicklungsstand* verkörpert, außerhalb des Menschen in der gegenständlichen gesellschaftlichen Realität liegenden *menschlichen Wesen* als Ausdruck der historisch erreichten Stufe der

terdependent zur „Soziogenese“, der bereits erwähnten Herausbildung moderner Staaten, ausgehend von der Stammesgesellschaft (vgl. Elias 1999, 326–330, 462 ff.). Die „Kernfamilie“ löst den Wirtschaftsverbund ab, sodass sich fortan zumeist zwei Generationen den Wohnraum teilen. Dies, folgt man Schmidt, führt zu einer „Intimisierung“ des Familienlebens (Schmidt 1988, 27). Unweigerlich damit verbunden sind jene Zwänge und inneren Konflikte, die im Mittelpunkt psychoanalytischer Aufmerksamkeit stehen (vgl. Weber-Kellermann 1991, 23; Schmidt 1988, 23 ff.).²¹

Bei Gehrke-Riedlin ist zu lesen, wie gesellschaftliche und familiäre Veränderungen in den Wohnraum hineinwirken (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 53 f.)²²: Auch hier wird ein „Intimisierungsschub“, die Differenzierung und neue Standardisierung der Affekte, angeführt, auf welchen nicht nur die „familiären Gefühlsbeziehungen“, sondern auch die sich differenzierende Einrichtung und Nutzung des Kinderzimmers – von der Schlaf- zur multifunktionalen Spielstätte – hinweist (vgl. ebd. 323 ff., insb. 339 ff.). Der Zugang zu Sanitär- und Schlafbereichen wird erschwert, was auf einen „Scham- und Peinlichkeitsschub“ zurückzuführen ist (vgl. Elias 1999, 408 ff.). Ein „Rationalisierungsschub“ drückt sich in der in Technisierung und Standardisierung der Wohnbereiche aus, jedoch erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts (vgl. ebd. 380 ff.). Kurzum erweitert und differenziert sich der Familienbereich. Räume repräsentativen Zwecks weichen Damen-, Herren- und Kinderzimmern; Ausdruck eines „Individualisierungsschubs“.²³ Häuslichkeit und Individualisie-

Humanität *notwendig immer mehr zurückbleiben muß*“ (Holzkamp-Osterkamp 1975, 311, Hervorhebung der Autorin).

²¹ Niehuss dagegen sieht durch „bürgerliche Enge“, Autorität und Reglement – Tischsitten, Kleiderordnungen, strikter Rollenverteilung und Verstetigung sozialer Hierarchien – „familiärer Intimität“ verunmöglicht (Niehuss 2007, 33).

²² Hierbei bezieht sich Gehrke-Riedlin auf Kanacher 1987 [Kanacher, Ursula: Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen, Frankfurt a. M. 1987], welche sich an Elias orientiert hat (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 53). Ich verweise daher im Folgenden auf die jeweilige zusammenfassende Darstellung in Elias 1999. Kanach konstatiert weiterhin einen „Kolonisations- und Assimilierungsschub“: „[...] die wachsende Orientierung an und Adaption von großbürgerlichen und bürgerlichen Lebensweisen in Kreisen des Kleinbürgertums und in weiten Teilen der Arbeiterschaft [...]“ (Gehrke-Riedlin 2003, 53). Auch Schmidt beschreibt „Tendenzen im Bürgertum, die, wenn überhaupt, erst später auf die Arbeiterklasse übergriffen“ (Schmidt 1998, 20).

²³ Zu Schüben von Individualisierung kommt es nach Elias, im Zuge der Auflösung und Herstellung von gesellschaftlichen Gruppen, „verstärkt durch die Mobilität und Expansionstendenz der Gesellschaft“ (Elias 1999, 89). Individualisierung ist dabei *relativ* zu verstehen, wie Elias an der Soziogenese des Feudalsystems darstellt: „Es ist *Individualisierung relativ zum Stammesverband* und zum Teil auch relativ zum Familienverband, wie es später Schübe von Individualisierung relativ zum Lehnsverband, zum Zunftverband, zum Standesverband und immer wieder von neuem zum Familienverband geben wird“ (ebd., Hervorhebung des Autors, ferner 84 ff.; Ebers 1995, 205–213). Ebers schreibt zusammenfassend: „Für Elias entfaltet sich die Individualität der Menschen im Miteinanderleben, im Geflecht der menschlichen Absichten und Pläne, *kurz: in der Bindung der Menschen aneinander* [...] Individualisierungsschübe sind gesellschaftliche Ereignisse, die Folgen einer spezifischen Umlagerung der Strukturen der menschlichen Beziehungen darstellen“ (Ebers 1995, 183, Hervorhebung PK, vgl. ferner 256 ff.). Sind Menschen *aneinander* gebunden, stehen sie in einem funktionalen Abhängigkeitsverhältnis – man fühlt sich unweigerlich an Winnicott erinnert, der in der Abhängigkeit des Menschen, die Bedingung sieht, Beziehungen auf der Basis von Wünschen und Bedürfnissen einzugehen (vgl. Khan 1977, 375). Dazu wiederum Elias: „Das Eingehen solcher individuellen Bündnisse ist zunächst die einzige Form, in der Menschen vor den Menschen Schutz finden können“ (Elias 1999, 89).

rung bedingen sich hiernach wechselseitig. Ihr verbindendes Element ist ein „gesellschaftlicher Zwang zum Selbstzwang“ (vgl. Elias 1999, 323–352). Der Einfluss der Eltern auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes verstärkte sich, heraus aus einem wachsenden Bedürfnis, das Kind, Kindheit allgemein, zu kontrollieren. (vgl. Schmidt 1988, 22 f., 28; Honig 1993, 214 ff., Gestrich et al. 2003, 59).²⁴ Es ist die „Emotionalisierung des Familienlebens“ (Schmidt 1988, 22) im 19. Jahrhundert, welche sich in der Entwicklung des Individuums widerspiegelt und der Verdienst Freuds, jenen Zusammenhang abstrahiert und in Theorie gefasst zu haben. Dazu schreibt Schmidt:

„Sigmund Freud, der zur Beginn dieses [20., PK] Jahrhunderts als erster die durch die Intimisierung entfesselten Konflikte der Kleinfamilie beschreibt, mißt der Inzestproblematik eine zentrale Rolle für die seelische Entwicklung des (bürgerlichen) Menschen zu“ (ebd., 28).

Freud interessieren pathologische Zustände der Psyche; sein Werk widmet sich einer Erklärung aus ihrer Entstehung heraus. Zusammenfassend entwickelt Freud dafür eine Persönlichkeitstheorie, die eng an eine Entwicklungstheorie und Neurosenlehre gebunden ist sowie ein entsprechendes Therapiemodell samt Techniken (vgl. Flammer 1996, 67). Psychoanalyse ist Therapieform, Theorie der Psyche und ihrer Erkrankungen sowie Theorie des bürgerlichen Subjekts unter bestimmten sozioökonomischen, historischen und familiären Bedingungen. Geheimnis und Distanzlosigkeit liegen hier nah beieinander, doch bleiben unerkannt (vgl. Mertens 1996, 11 f.).

„Das Unbewußte ist das eigentliche reale Psychische, *uns nach seiner inneren Natur so unbekannt wie das Reale der Außenwelt und uns durch die Daten des Bewußtseins ebenso unvollständige gegeben wie die Außenwelt durch Angaben unserer Sinnesvorgänge*“ (Freud 2013, 599, Hervorhebung des Autors).²⁵

Darin liegt das kritische Potenzial der Psychoanalyse. Anders als behavioristische Theorien vermag sie, individuelles Leiden in einem Geflecht der Individuen als Gesellschaft bewusst zu machen und dadurch die Bedingungen des Leidens infrage zu stellen, anstatt von ihnen abzusehen.²⁶

²⁴ Bei Honig finden sich Verhäuslichung und Individualisierung erst in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. Der Grund hierfür liegt in der differentiellen Einteilung der Jahrhunderte, so liest man: „In diesem Sinne [der Industrialisierung und Modernisierung, PK] beginnt das 20. Jahrhundert in Deutschland in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts“ (Honig 1993, 212).

²⁵ Makari bildet folgende Allegorie: „Das Bewusstsein war wie eine schwache Laterne, die in der Dunkelheit draußen wie drinnen flackerte“ (Makari 2011, 105). In diesem Zusammenhang weist er auch auf die Gleichsetzung des *Bewusstseins* mit Kants „Ding-an-sich“ hin, die Freud selbst vollzog: „Nach Kant war Freuds Unbewusstes an sich unerkennbar und nicht durch zeitliche, räumliche und ursächliche Gesichtspunkte strukturiert. Es enthielt keine Gegensätze, keine Widersprüche und keine logischen Kategorien, sondern vielmehr das Material sinnlicher Leidenschaft“ (ebd., 103; ferner 104, Fußnote 27).

²⁶ Reiche weist in seiner Einleitung zu den Essays „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ und „Die Zukunft einer Illusion“ (Freud 2002, 7–30) auf den Umstand hin, dass annähernd die Hälfte der Schriften Freuds

3.2 Psychoanalytische Entwicklungstheorie

Um der Bedeutung des Alleinseins in der Entwicklungspsychologie psychoanalytischer Ausrichtung näherzukommen, bedürfte es einer knappen Darstellung Freuds grundlegender Vorstellung der „psychosexuellen Entwicklung“ des Menschen. Die zentralen Ansätze zu Dynamik, Struktur und Topographie der Psyche sind hinreichend bekannt und werden an dieser Stelle vorausgesetzt. Ich erlaube mir daher nur einige zusammenfassende Anmerkungen und greife dafür die von Miller vorgeschlagenen Themenbereiche auf, anhand derer sie unterschiedliche Entwicklungstheorien vergleicht: das Verständnis von der Natur des Menschen, ob es sich um eine qualitative oder quantitative Entwicklung handelt, die Gewichtung von Vererbung und Umwelt und die Frage danach, was sich entwickelt (vgl. Miller 1993, 35–43).²⁷

Die Psychoanalyse sieht die menschliche Natur als widersprüchlich und von Konflikten getrieben an bzw. den Menschen seine Triebverfasstheit als konflikthaft erlebend. Der Trieb gliedert sich „Quelle“, „Drang“, „Ziel“ und „Objekt“ (vgl. Butzer 2008; Hinz 2008, 521; Makari 2011, 141; ferner *Abb. 1*). Der Mensch befindet sich dabei in einem passiv-aktivem Zwangsverhältnis: Er ist gezwungen, aus seinen Trieben heraus zu handeln und sie gleichzeitig durch das „Ich“ zu regulieren.²⁸ Freuds Phasen der Entwicklung beinhalteten qualitative Veränderungen, zum Beispiel der „Abwehrmechanismen“, des „Über-Ich“ sowie die Differenzierung unterschiedlicher „Objekte“ zur Verminderung „libidinöser Triebspannung“. Die qualitativen Entwicklungen umfassen quantitative.

Das Über-Ich gewinnt ebenso an Stärke und Bedeutung wie das Ich und seine Abwehrmechanismen. Zwar liegt die Triebverfasstheit „Es“ in der menschlichen Natur, jedoch

literarische, künstlerische, kulturelle und gesellschaftliche Fragen behandeln. Das Paradoxon: Freud war dem naturwissenschaftlichen Ideal des 19. Jahrhunderts verschrieben und doch wandte er mit „unproblematische[r] Selbstverständlichkeit, die psychoanalytischen Erkenntnisse über Aufbau und Funktion des *Individuums* auf Aufbau und Funktion von *Gesellschaft*“ an (ebd., 7). Reiche diskutiert ausführlich die Historizität und Schwächen der Methode Freuds. Zwischen Gesellschaft und Individuum besteht, in einem dialektischen Verständnis, ein Widerspruch „in der Sache, nicht allein einer im Denken“, wie Reiche (ebd., 23) unter Bezugnahme auf Adorno feststellt; „keine zukünftige wissenschaftliche Synthese kann unter einen Hut bringen, was prinzipiell mit sich entzweit ist“ (Adorno 2015, 49). Adornos Text zu den Wissenschaften der Psyche und des vergesellschafteten Menschen behandelt ebendiese Verhältnisbestimmung: „Die Trennung von Gesellschaft und Psyche ist falsches Bewußtsein“ und „[...] zugleich richtiges, inneres und äußeres Leben sind voneinander gerissen“ (ebd., 44 f.). Folglich ist die Trennung von Psychologie und Soziologie richtig und „unrichtig“: „Unrichtig, indem sie den Verzicht auf die Erkenntnis der Totalität giriert, die noch die Trennung befiehlt; richtig insofern, als sie den real vollzogenen Bruch unversöhnlich registriert als die vorschnelle Vereinigung im Begriff“ (ebd., 57). Elias diskutiert das Problem für die Soziologie in seiner Einleitung zu „Über den Prozeß der Zivilisation“ (vgl. Elias 1998, 9–85). Zu den Anfängen der psychoanalytischen Kulturkritik vgl. Makari 2011, 159–217.

²⁷ Ich verwende die psychoanalytischen Termini nach ihrem ersten Gebrauch ohne Anführungszeichen. Mit Begriffen, die Winnicott zuschreiben sind, verfare ich nach demselben Prinzip.

²⁸ Hierbei differenziert Freud (vgl. Miller 1996, 120). Für die Bedeutung des Ich nach den jeweiligen Schaffensphasen Freuds vgl. Laplanche und Pontalis 2016, 184 ff. Makari fasst Quelle und Drang als „Impuls“ zusammen (vgl. Makari 2011, 141).

gestalten sich diese unter konkreten sozialen und familiären Bedingungen. Miller bringt es auf die Formel:

„Die kulturellen Anforderungen sind so real wie die Anforderungen des eigenen Körpers“ (Miller 1993, 143).

Den Erfahrungen des Kindes während der ersten fünf Lebensjahre wird dabei eine besondere Bedeutung beigemessen. In dieser Zeit entwickeln sich die Strukturen, insbesondere Ich und Über-Ich, welche die „Libido“, die Triebenergie des nach Freud vorherrschenden Sexualtriebes „Eros“, in Bahnen lenken, beherrschen und abwehren; Kognition und Affekte bilden eine Einheit (vgl. ebd. 141–144). Die psychosexuelle Entwicklung des Menschen vollzieht sich daher im stetig sich differenzierenden Konflikt zwischen „Lust-, Realitäts-, und Moralitätsprinzip“; strukturell gesprochen: Es, Ich und Über-Ich (vgl. Miller 1993 116–126; Flammer 1996, 67–73, 76 ff.).²⁹

Nach Miller sehen sich Entwicklungstheorien mit drei Aufgaben konfrontiert: Sie beschreiben verschiedene „Verhaltensbereiche“ (Miller 1993, 24), inwiefern es zu Beziehungsveränderungen zwischen ihnen kommt und erklären diese (vgl. ebd., 24–28). Sie beschreiben und erklären Entwicklung als „zeitlich aufeinanderfolgende[n] Veränderungen“ (ebd., 24, Hervorhebung der Autorin) und sind daher angewiesen auf Begrenzung. Kontinuitäten und sich in kürzester Zeit vollziehende Veränderungen müssen gleichermaßen beschreibbar, bestenfalls erklärbar sein (vgl. ebd. ff.).

„Man darf aber nicht vergessen, daß die Trennung einer Phase von einer anderen künstlich und nur eine Sache der Bequemlichkeit ist, die man um der klaren Definition willen anwendet“ (Winnicott 1990b, 56).

Winnicott gibt damit Hinweis auf Herausforderungen entwicklungspsychologischer Theorien. Die erste liegt in der Gleichzeitigkeit von Entwicklungen. Die zweite darin, dass die Beobachtung und Erklärung selbst ein psychischer – oder psychologischer – Vorgang ist, von dem in der Beobachtung und Erklärung kein Abstand genommen werden kann (vgl. Makari 2011, 32–36). Natur und Logik setzen dem Grenzen.

²⁹ Kutter 1992 bemüht sich um eine umfassende Betrachtung, die als Einführung geeignet ist. Zu Psychoanalytischen Behandlungstechniken vgl. Mertens 1996, 204 ff.; dieser bietet ferner Literaturhinweise zur interessengeleiteten Auseinandersetzung. Durch Termini leitet ebenfalls Mertens gemeinsam mit Waldvogel 2008 und folgt dabei allgemeinen Kriterien; das Standardwerk hierfür verfassten allerdings Laplanche und Pontalis 2016. Den Vergleich mit weiteren Entwicklungstheorien stellt Miller 1993, ebenso Flammer 1996, der darüber hinaus verschiedenen Schulen charakterisiert. Eine differenzierte Schau der wichtigsten Entwicklungen in der europäischen Tradition bietet Eicke 1977a, 1977b, der bereits die kritische Psychologie der 1960/70er Jahre berücksichtigt. Im ersten Band findet sich zur Theorie des psychischen Apparates Holder 1977, zur Triebtheorie Ziese 1977, zur Bedeutung der Sexualität im Werk Freuds Nitzschke 1977.

4. Winnicott

4.1 Trieb, Objekt und Integration

Vor dem Hintergrund, dass Freud den Trieb aus dessen Quelle, Drang, Ziel und Objekten heraus konzipiert, mag erstaunen, dass die Betrachtung letzter, ihrer Beziehungen zueinander und zum Subjekt, zu den jüngeren Erweiterungen psychoanalytischer Theorie gehört, obgleich bei Freud Objektbeziehungen bereits zur Sprache kommen (vgl. Michael 1998, 8; Hinz 2008, 520–522, darin insb. Freud 1905d). Michael bestimmt diesen Umstand, angelehnt an Kernberg, wie folgt:

„Demnach ist die Objektbeziehungstheorie in demselben Maße eine spezifische Theorie innerhalb der Psychoanalyse, wie die gesamte Psychoanalyse als Objektbeziehungstheorie gelten darf“ (Michael 1998, 8).

Am und durch das Objekt wird das „Triebziel“ erreicht, so die Auffassung der klassischen Triebtheorie (vgl. Freud 1915, in: Hinz 2008., 521). Zwar wird diese in der Objektbeziehungstheorie nicht verworfen, doch steht die Interdependenz zwischen Ich und Objekten der Außenwelt bzw. „inneren Objekten“, als Grundlage von „Introjektion“ und „Projektion“ im Zentrum der Betrachtung.³⁰ Als Introjektion ist, in diesem Zusammenhang, das „geistige und emotionale Annehmen“ (Winnicott 1990b, 22) äußerer Objekte und also die Abhängigkeit von diesen zu verstehen; Projektion als dessen Komplementärvorgang (vgl. Hinz 2008, 520 f.; ferner Kutter 1992, 27–41; Mertens 1996, 66 ff.). Bereits mit „Objekt“ sind Beziehungen bezeichnet, nämlich jene

„[...] durch unbewusste Motive eingeschränkten [...] zwischen Personen oder Subjekten zu sich selbst und zueinander“ (Hinz 2008, 520).

Trieb	Quelle	Drang	Ziel	Objekt
	primär inhärent unabhängig relativ konstant innen somatisch	primär inhärent unabhängig konstant innen somatisch	sekundär inhärent abhängig variabel innen und außen priorisiert ggü. Obj.	sekundär akzidentell abhängig variabel innen und außen Auswahl je n. Ziel

Abb. 1: Merkmale des Triebes nach Freud im Vergleich (eigene Darstellung n. Michael 1998, 7–16; Butzer 2008; Hinz 2008; Schoenhals 2008; Makari 2011, 141.)

³⁰ Der Begriff „inneres Objekt“ stammt von Klein (vgl. Winnicott 1990b, 39 f.).

Winnicotts Interesse an Freuds Psychoanalyse bildet sich bereits im Laufe seines Studiums der Medizin heraus.³¹ Neben seiner Tätigkeit als Kinderarzt genießt er zwischen 1923 und 1933 eine psychoanalytische Ausbildung; 40 Jahre ist er am Londoner Paddington Green Hospital tätig.³² Winnicotts theoretische Arbeit ist sichtlich geprägt durch seine psychoanalytischer und pädiatrischer Erfahrung (Winnicott 1990b, 183; Sesink 2002, 19ff.). Durch Vermittlung seines Lehranalytikers Strachey kommt Winnicott mit Melanie Klein in Kontakt, die seit 1926 in London tätig ist, doch bereits zuvor wegweisende Arbeit für die Objektbeziehungstheorie geleistet hat. Winnicott sieht sich mit Ende seiner Lehranalyse wieder am Anfang der Wahrheitssuche; wobei er weniger Klein und Freud folgt, als klinischen Erfahrungen und seinem Interesse an pluralistischer Theorie – sich in der Suche nach der Wahrheit einzuschränken, sei nicht im Sinne Freuds (vgl. Winnicott 1990b, 231; Makari 2011, 551, 553).³³ Gleichwohl ist Winnicott Objektbeziehungstheoretiker, sein Denken vollzieht sich in Zweier- und Dreierbeziehungen, er fokussiert die Interaktion zwischen infantilen und elterlichen Faktoren. Erstere fasst er als „ererbtes Potential“, letztere versteht er als „fördernde Umwelt“ (Winnicott 1990b, 315 f.).³⁴ Nicht in der Triebstruktur des Menschen sieht er die Dynamik der menschlichen Entwicklung, sondern in einer „Tendenz zur Integration“ (Sesink 2002, 23), die herrührt aus dem erbten Potential und unmittelbar mit dem Ich in Verbindung steht.³⁵

³¹ Hierbei ist Sigmund Freud gemeint. Winnicott ist auch mit Anna Freud bekannt, deren Techniken der Kinderanalyse ihn sehr interessieren. Anna Freud lebt seit 1938, wie viele ihrer Wiener Kolleginnen und Kollegen, im Londoner Exil (vgl. Sesink 2002, 20; Phillips 2009, 61–70; Makari 2011, 548).

³² Lesenswert porträtiert worden ist Winnicott durch Aucter. Der Text findet sich als Vorwort der deutschen Ausgabe von Winnicott 1994, 7–24. Winnicotts Leben und Schaffen lässt sich am schnellsten anhand der Zeittafel Phillips 2009 überblicken (vgl. 191 ff.).

³³ Zum Verhältnis von Klein und Winnicott vgl. Winnicott 1990b, 223–233. Winnicott beginnt seine Arbeit während jener Phase der Psychoanalyse, die geprägt ist von einem sich neuen wissenschaftlichen Standards verschreibenden Pluralismus (vgl. Makari 2011, 13 ff., 348–553). Khan konkretisiert ganz in diesem Sinne: „Das Jahrzehnt von 1928 bis 1938 war vielleicht die lebhafteste und produktivste Forschungsperiode der [britischen, psychoanalytischen, PK] Gesellschaft“ (Khan 1977, 349).

³⁴ Die theoretische und historische Einordnung Winnicotts kann nur als dienliche Variante angesehen werden. Seine Arbeiten zu Aggression, Techniken der Analyse sowie das umfassende Interesse an den kulturellen und pädagogischen Dimensionen seiner Disziplin, können in ihrem Umfang nicht berücksichtigt werden. Auch der Objektbeziehungstheorie müsste mehr Aufmerksamkeit zuteilwerden. So weist beispielsweise Müller anhand einer vergleichenden Analyse mit Texten Winnicotts nach, dass bereits Rank Mitte der 1920er Jahre und wohlgeemerkt nach seinem Bruch mit Freud „eine voll entwickelte *psychoanalytisch* fundierte Theorie der präödpalen Objektbeziehung vorgelegt hat [...]“ – für ihn „eine noch ungetilgte historische Schuld der Psychoanalyse“ (Müller 1998, 155; Hervorhebung des Autors).

³⁵ In seinem „primären unintegrierten Zustand“ (Winnicott 1997, 13) besteht das Kind aus Körperimpulsen, „[...] aus einer Anzahl von Motilitätsphasen und sensorischen Wahrnehmungen“ (ebd.). Sie sind Teil dessen, was Winnicott als ererbtes Potential bezeichnet und als „Material“ der Integration ansieht (vgl. Winnicott 1990b, 55 ff.; 77ff.). Während „ererbte“ das unbedingte Vorhandensein jener Funktionen verdeutlicht, verweist „Potential“ auf deren Tendenz zur Integration. Winnicott selbst benennt die Parallele zum „Stoff des primären Narzißmus“, welcher „eine Tendenz in Richtung auf ein Gefühl des Existierens“ erwirbt (Winnicott 1990b, 78). Mit „Potential“ folge ich der Schreibweise Winnicotts; an anderer Stelle verwendet er „Erbgut“ und „ererbte Anlage“ (Winnicott 1990a, 24, 31); Sesink nennt „individuelle Anlagen“ und „ererbte Tendenzen“ und „ererbtes Entwicklungsmuster“ als weitere Synonyme (Sesink 2002, 25, 36). Inwiefern wischen der psychischen Instanz Ich und Ich als Person zu unterscheiden ist und welchen Bedeutungszusammenhang man annehmen kann, bildet das Kernproblem des Ich (vgl. Laplanche und Pontalis 2016, 185).

„Ich“ gebraucht Winnicott,

„[...] um jenen Teil der wachsenden Persönlichkeit zu bezeichnen, der dazu neigt, sich unter geeigneten Bedingungen zu einer Einheit zu integrieren“ (Winnicott 1990b, 72).

Das Ich neigt also zur „Integration“, d. h. es hat das Ziel, sich selbst zu erleben als

„zusammengehörig [...] in Abgrenzung zur übrigen Welt“ (Sesink 2002, 23).

Integration ist der Weg hin zu einem Ich im „Zustand der Integration“ (ebd.), hin zum Selbst. Die Aufgabe der fördernden Umwelt liegt darin, „gut genug“ (Winnicott 1990b, 315) zu sein und Bedingungen zu schaffen, unter denen das Kind „kontinuierliches Sein“ (ebd., 60) erfahren kann. Winnicott konkretisiert die Aufgaben im fortschreitenden Integrationsprozess, wie *Abb. 2* zu entnehmen ist.³⁶

4.2 Abhängigkeiten – Aspekte einer Entwicklungstheorie

Die fürsorglichen Funktionen werden erfüllt, indem sich die fördernde Umwelt auf die Bedürfnisse des Kindes einstellt.³⁷ Bedürfnisse entwickeln sich nach ihren in der Umwelt liegenden Bedingungen unterschiedlich. Doch konstituieren diese das ererbte Potential nicht, sondern ermöglichen ihm eine „günstige“ oder „ungünstige“ Entwicklung (vgl. Winnicott 1990b, 55, 108). In der Mutter bzw. jener Person, welche die Funktion des primären Objekts und der primären Bezugsperson erfüllt, ist die fördernde Umwelt personifiziert.³⁸ Das Sein des Kindes ist abhängig.

„Es gibt den Säugling gar nicht“, womit er zu verdeutlichen sucht, „daß man überall da, wo man einen Säugling findet, auch die mütterliche Fürsorge findet“ (ebd., 50, Fußnote 1).

³⁶ Für eine zusammenfassende Darstellung der Aufgaben vgl. Sesink 2002, 53 ff.

³⁷ Winnicott bezeichnet die Bereitschaft der Umwelt sich den Bedürfnissen des Kindes anzupassen als „Liebe“, was unweigerlich die Assoziation zu Balints“ primärer Liebe“ hervorruft (vgl. Winnicott 1994, 189); Auchter zitiert in seinem Vorwort zu Winnicott 1994 einen Satz, den Winnicott an Balint richtet: „I think we have been uninfluenced by each other“ (ebd., 235, Anm. 23).

³⁸ Dass sich für Winnicott die Umwelt in der Mutter personifiziert, mag ihn als psychoanalytisch geschulten Theoretiker und Bürger des 20. Jahrhunderts kennzeichnen, darf deshalb jedoch nicht abgeschwächt werden (vgl. Winnicott 1997, 13). Damit das Ich des Kindes stark und schwach zugleich sein kann, muss die Mutter zur Ich-Unterstützung bereit und befähigt worden sein (vgl. ebd., 30). Es wäre daher fatal, in der fördernden Umwelt nur ihre Personifikation zu sehen. Fördernde Umwelt ist zugleich jene Gesellschaft, die so eingerichtet ist, dass ihre Subjekte Individualität erfahren, ihr Selbst erfahren und entfalten können. Fördernde Umwelt ist demnach ein bestimmter gesellschaftlicher Grad der Naturbeherrschung und Stand der Produktivkräfte bei differenzierter Affektkontrolle; letztlich die Entwicklungsmöglichkeit des Individuums, die dem Entwicklungsstand der Gesellschaft entspricht (vgl. Sesink 2002, 39 f.). Gleichwohl priorisiert Winnicott jene Person als fördernde Umwelt, in deren Körper es sich entwickelte, durch deren Körper es geboren worden ist. Zu „primärer Mütterlichkeit“ vgl. Winnicott 1990a; 24; ders. 1990b, 109, 192; ders. 1997, 27–29; Sesink 2002, 60–62.

Ohne „mütterliche Fürsorge“ gibt es keinen Säugling. An anderer Stelle schreibt er,

„[...] daß das ererbte Potential eines Säuglings kein Säugling werden kann, wenn es nicht mit mütterlicher Fürsorge zusammengebracht wird.“ (ebd., Hervorhebung des Autors).³⁹

Winnicott beschreibt die emotionale Entwicklung des Kindes folglich in Abhängigkeit der „mütterlichen Fürsorge“. Hierin wird ein Unterschied zu Freuds Triebtheorie deutlich: Nach dieser wird das Triebziel gegenüber dem Objekt präferiert und Letzteres Ersterem entsprechend ausgewählt. Winnicott hingegen erkennt in deren Beziehung wechselseitige Abhängigkeit und darin die Möglichkeit zu Objektbeziehungen jenseits erhoffter Verlingerung von Triebspannung.

„Gerade in der Verletzlichkeit des Menschen sah Winnicott das wahre Potential für die Herstellung von Beziehungen zu anderen, und zwar aufgrund von Bedürfnissen und Wünschen und nicht bloß, um durch die Komplizenschaft (sic!) mit anderen zwingende Es-Bedürfnisse zu befriedigen“ (Khan 1977, 375).

So unterscheiden sich drei Phasen der Abhängigkeit, die, unternimmt man den Versuch einer Systematisierung, spezifischen Integrationsleistungen entsprechen (vgl. Winnicott 1990b, 58 f., 108 ff.; ders. 1997, 11–14; Kutter 1992, 133; Sesink 2002, 46 f., 56; ferner Abb. 2). In seinem „primär unintegrierten Zustand“ (Winnicott 1997, 13) und aufgrund anfänglicher Schwäche des Ich, ist das Kind angewiesen auf Unterstützung der Mutter, mit welcher es primär identifiziert ist, also eine Einheit bildet.⁴⁰ Sie ist ihm kein Objekt der Außenwelt, kein „Nicht-Ich“ (Winnicott 1990b, 49) außerhalb des eigenen Seins, dessen Beginn das Ich ist. Das Kind ist sich seiner Abhängigkeit daher nicht bewusst, sondern erlebt sich, im Gegenteil, als Onnipotenz (vgl. ebd., 72–75, 108 ff.).⁴¹ Die Abhängigkeit während der ersten sechs Monate ist nach Winnicott deshalb absolut.

„Er [der Säugling, PK] kann nicht steuern, was gut und was schlecht getan wird, er ist nur in der Lage, Nutzen zu haben oder Störung zu erleiden“ (ebd., 59).

Die fördernde Umwelt unterstützt in dieser Zeit die Ich-Integration des Kindes, das Ich entwickelt eigene Stärken. Dabei ist die fördernde Umwelt abhängig vom ererbten Potential des Kindes (vgl. ebd, 109). Das Kind wird sich seiner Abhängigkeit zusehends

³⁹ Mütterliche Fürsorge bedeutet elterliche Fürsorge. Doch dem Kind gelangt die Funktion des Vaters, insbesondere für die Mutter, erst zu Bewusstsein, wenn es zu Objektbeziehungen befähigt ist, Objekte also „als außerhalb des Selbst liegend wahrnimmt“ (Winnicott 1990b, 56).

⁴⁰ An anderer Stelle gebraucht er hierfür „System Umwelt-Individuum“ (Winnicott 1994, 184 f., 188 f., 218 f.), „Verschmolzenheit“ (ebd. 218) sowie, nach Freud, „primärer Narzißmus“ (ebd. 218 f.); auch Ich-Bezogenheit ist als Form dieser Beziehung zu sehen. Balint bezeichnet es als „primäre Liebe“ (Balint 1981), Mahler et al. entwickeln die „autistische Phase“ innerhalb der „symbiotischen“ (vgl. Kutter 1992, 133; Mahler et al. 1994, 59–71) und Fonagy verdanke ich den Hinweis darauf, dass in der Bindungstheorie nach Bowlby, „Bindung“ als Äquivalent zu verstehen ist (Fonagy 2003, 104).

⁴¹ Balint drückt es durch „ohnmächtige Allmacht“ aus (Balint 1981, 165).

bewusst und bemerkt sein Bedürfnis nach Fürsorge. In dieser Phase relativer Abhängigkeit kommt die „Personalisierung“ zu ihrem Abschluss: Nur dadurch, dass das Psyche und Soma sich verbunden haben, kann das Kind seine Impulse in Beziehung zu Elementen der Fürsorge setzen und die Fähigkeit entwickeln, seine Bedürfnisse verständlich zu machen (vgl. ebd., 111 ff.). Winnicott sieht hierin einen wesentlichen Schritt hin zur Entfaltung auf Erfahrung gegründeter Individualität (vgl. ebd., 57).

„Allmählich bekommt das Kind eine Ahnung von seiner Abhängigkeit; es erwirbt infolgedessen die Fähigkeit, die Umwelt wissen zu lassen, wann es Aufmerksamkeit braucht“ (Winnicott 1997, 11 f.).

Die Mutter wird in durch die Aufgabe der „primären Identifikation“ als getrenntes Objekt, als Nicht-Ich sichtbar.⁴² Aus relativer Abhängigkeit entwickelt sich das Kind hin zur Unabhängigkeit. Im Gegensatz zur Abhängigkeit kann Unabhängigkeit jedoch nicht „absolut“ sein, sondern nur Prozess der Annäherung in Richtung eines Ideales. Ein intellektuelles Verständnis seiner Abhängigkeit entwickelt das Kind interdependent zur Fähigkeit, auf tatsächliche Fürsorge verzichten zu können. Winnicott beschreibt die dafür notwendigen Voraussetzungen: Das Kind muss über Erinnerung an Fürsorge verfügen, seine Bedürfnisse projizieren und Elemente der Fürsorge introjizieren können; es muss elterliche Fürsorge erfahren, auch wenn die Eltern abwesend sind (vgl. Winnicott 1990b, 59, 117 ff.). Das Kind weiß, um die Anwesenheit der Mutter, auch wenn sie abwesend ist; durch Projektion wird die Umwelt „erweiterte Mutter“ (Sesink 2002, 63). Für Entwicklung von relativer Abhängigkeit in Richtung Unabhängigkeit bedarf es etwa 18 Monate. Sie schließt die Fähigkeit, Objektbeziehungen aufzunehmen, ein.⁴³ Aus den Impulsen des ererbten Potentials kann es mit Objekten in Beziehung treten, sofern diese sich „darbieten“. Objekte bieten sich dar, wenn sie bereit sind, vom Kind gefunden zu werden (vgl. Winnicott 1997, 32). Falsches Darbieten ist Anbieten.

⁴² Dieser Ablöseprozess wird durch „Übergangsobjekte“ erleichtert. Michael fasst das klassische Übergangsobjekt folgendermaßen zusammen: „[...] vom Kinde ausgehendes,/ im ersten Lebensjahr beginnendes,/ über einen längeren Zeitraum konstant in der Zeit der Abwesenheit der primären Bezugsperson verwendetes und/ nicht zum Körper, dennoch untrennbar zum Kind gehörendes Objekt“ (Michael 1998, 18). Da deren zentraler Bedeutung in dieser Arbeit nicht entsprochen werden kann, vgl. Khan 1977; 352–357; Winnicott 1990b, 143 f.; ders. 1994, 157 ff.; ders. 1997, 205 ff.; Miller 1993, 134 f.; Michael 1998, insb. 16–33; Sesink 2002, 68–72; Phillips 2009, 146–151; Laplanche und Pontalis 2016, 548 f.

⁴³ Mahler et al. beschreiben einen ähnlichen Verlauf: Einer etwa sechsmonatigen symbiotischen Beziehung zwischen Mutter und Kind folgt die Phase der Separation und Individuation. Die Mutter-Kind-Beziehung differenziert sich in Richtung Auflösung der Symbiose, das Kind übt sich darin, seine Bedürfnisse verständlich zu machen, nähert sich der Symbiose aus Verlustangst wieder an und verfestigt schließlich Objektbeziehungen konstant führen kann (vgl. Mahler et al. 1994, 55–155; ferner Kutter 1992, 133, Mertens 1996, 71–91).

„Ein falsches Darbieten von Objekten blockiert außerdem die Entwicklung der Fähigkeit des Kindes, sich bei der Kontaktaufnahme mit der tatsächlichen Welt der Gegenstände und Erscheinungen real zu fühlen“ (ebd.).⁴⁴

Darbieten und Anbieten verhalten sich zueinander wie Sein und „Reagieren“. Ein „kontinuierliches Sein“ ermöglicht sich heraus aus dem ererbten Potential und der Präsenz einer fördernden Umwelt, die das Kind vor Zugriffen der Umwelt schützt. Das Kind reagiert auf diese Zugriffe. Die Reaktion aber unterbricht das Sein; ein Umstand, der nach Winnicotts Auffassung einer „Vernichtung personalen Seins“ gleichkommt (ebd., 61). Im Zuge der Integration differenziert das Kind diese Zugriffe (vgl. ebd.). Um sein zu können und nicht nur zu reagieren, muss die Umwelt das Kind „sein lassen“ (Sesink 2002, 53 f.). Die fürsorgliche Antwort auf „Ich bin“ ist „Du bist“ (vgl. Winnicott 1990a, 61 ff.).⁴⁵ Sesink weist mit Recht darauf hin, dass es sich hierbei nicht um eine Anforderung, sondern eine Haltung handelt, die als „doppelte Zurückhaltung“ (Sesink 2002, 54) verstanden werden kann. Diese umfasst einerseits Anforderungen, auf die das Kind reagieren muss, zurückzuhalten. Andererseits besteht sie im Verzicht darauf, das kindliche Sein zu beherrschen.

Auch wenn die Entwicklung der Abhängigkeit als fortlaufend beschrieben worden ist, stellt sie sich real als Verlieren und Wiedererlangen von Selbstständigkeit dar.

„Ein gewisser Grad von Selbstständigkeit kann ganz normalerweise immer wieder verlorengehen und wiedergewonnen werden, und oft kehrt ein Kind zur Abhängigkeit zurück, nachdem es mit einem Jahr schon recht selbstständig war“ (Winnicott 1997, 12).

So wird der Integrationsprozess nicht ohne Desintegration vonstattengehen, der Übergang zum Realitätsprinzip nicht ohne enttäushtes Erleben von Omnipotenz und keine menschliche Entwicklung ohne die überwältigende Erfahrung von Angst. Die Mutter-Kind-Beziehung wird zu einer aus Objektbeziehungen bestehenden Umwelt-Kind-Beziehung.

⁴⁴ Sesink fasst die Funktionen Halten, Behandeln und Realisieren als Schutzfunktion zusammen: „Der Schutz vor Desintegration besteht eben in nichts anderem als in der Unterstützung von Integration“ (Sesink 2002, 56).

⁴⁵ „Du bist“ bedeutet nach Sesink: „Es ist gewollt, dass Du aus Deinem eigenen Sein heraus Dein Leben gestaltest“ (Sesink 2002, 94).

	1.-6. Lebensmonat	7.-24. Lebensmonat	18.-36. Lebensmonat
Integrationsleistung	Ich-Integration	Personalisieren	Aufnahme von Objektbeziehungen
Grad der Abhängigkeit	Absolut	Relativ	Hin zur Unabhängigkeit
Wichtigste Aufgaben der fördernden Umwelt	Ich-Unterstützung Halten Sein lassen	Behandeln Aufgabe der Identifikation Sein lassen	Realisieren Darbieten Sein lassen

Abb. 2: Integrationsprozess nach Winnicott;
Altersangaben entsprechen annähernden Werten
(eigene Darstellung n. Winnicott 1990b, 58 f., 108 ff., 315 f.; ders. 1997, 11–14;
Kutter 1992, 133; Sesink 2002, 46 f., 56)

4.3 Alleinsein und die Fähigkeit dazu

Seit den 1950er Jahren interessieren Winnicott zwei menschliche Erfahrungen außerordentlich: Alleinsein und Besorgnis.⁴⁶ Setzt man das Alleinsein im Sinne Winnicotts auseinander, wird die Voraussetzung seiner Entwicklungstheorie in einer Komplexität gewahrt, die den Kinderarzt und Analytiker als nicht minder philosophischen Geist erscheinen lässt.

„Das Leben des Individuums umfasst eine Zeitspanne zwischen zwei Zuständen des Nicht-Lebens. Der erste dieser beiden Zustände, aus dem sich das Lebendige entwickelt, beeinflusst die Vorstellung, die der Mensch in bezug [sic!] auf den anderen Zustand des Unlebedigseins, nämlich den Tod hegt“ (Winnicott 1994, 190).⁴⁷

Erstgenannter Zustand ist gekennzeichnet durch Alleinsein, welches nach Winnicott, ebenso wie die Abhängigkeit, in der es sich vollzieht, absolut ist.⁴⁸ Absolut sind Alleinsein

⁴⁶ Zur Bedeutung der Besorgnis vgl. Khan 1977, 375 ff.; Winnicott 1997, 23 f.

⁴⁷ Nicht mehr leben zu wollen, ist Winnicott daher „extreme Regression“ (Winnicott 1994, 189). In diesem Zusammenhang diskutiert Winnicott Freuds Gegenüberstellung von Lebens- und Todestrieb (vgl. ebd., 190 ff.). Zum primär unintegrierten Zustand bei Freud vgl. Elbing 1991, 38 f., eine anthropologische Bestimmung unter dem Stichwort „Einsamkeit“ unternimmt Lotz 1967.

⁴⁸ Hierfür ist auch bei Winnicott zuweilen „Isolierung“ oder „Isolation“ in Gebrauch (vgl. Winnicott 1990b, 59 f.; ders. 1994, 184 f., 218). Ferner ist Isolation ist zu verstehen, als die Tatsache, dass die Einheit *Selbst* begrenzt wird durch eine Membran, die Haut, die sie zugleich von der Außenwelt trennt. Diese Isolation ist „grundsätzlich“ (Phillips 2009, 10) und passiv. Winnicott „glaubt an die Möglichkeit [...], dass man, wie er

und Abhängigkeit deshalb, weil das Kind, in seiner pränatalen Verfasstheit wie etwa ein halbes Jahr über diese hinaus, sich der Fürsorge der Umwelt nicht bewusst ist und nur als Einheit mit dieser existiert. Alleinsein ist, in absoluter Abhängigkeit, der konstitutive Zustand und die grundlegende Erfahrung des Individuums sowie zugleich die Fähigkeit

„[...] in der sorgenden Gegenwart eines Selbstanteils, der speziell der Selbst-Fürsorge vorbehalten ist, allein zu sein“ (ebd., 189).⁴⁹

Winnicott verweist auf die paradoxe Erfahrung, um die es sich dabei handelt:

„[...] diese Erfahrung besteht darin, als Säugling und kleines Kind in Gegenwart der Mutter allein zu sein. [...] es ist die Erfahrung allein zu sein, während jemand anderes anwesend ist“ (Winnicott 1990b., 38, Hervorhebung des Autors; ferner ders. 1994, 189).

Alleinsein beinhaltet demnach mindestens eine Zweierbeziehung und kann als Fähigkeit nur in dieser sich entwickeln.⁵⁰ Diese bezeichnet er als „Ich-Bezogenheit“. Von ihr ist die Rede, wenn die Präsenz des mütterlichen Ich für das kindliche Ich von Bedeutung ist, um Letzteres durch „Es-Beziehungen“ zu stärken (vgl. Khan 1977, 375 ff.; Winnicott 1990b, 42 ff.; ders. 1994, 96–99).⁵¹

Abermals leitet die Interpretation klinischer Erfahrungen Winnicotts Theorie. So erkennt er im Schweigen eines Analysanden während der psychoanalytischen Behandlung keinen widerständigen Moment in der Übertragung, sondern deutet dieses als Fortschritt. Phillips regt an, darin, der individuellen „Fähigkeit zum Alleinsein“ Förderung angedeihen zu lassen, das Ziel der Winnicottschen Behandlungen zu sehen (vgl. Phillips 2009, 10).

„Vielleicht hat der Patient hier zum erstenmal (sic!) allein sein können“ (Winnicott 1990b, 36).

Findet Alleinsein positiv Verwendung, eröffnet sich eine wenig beachtete Bedeutungsebene. Die christliche Tradition bringt eine Vorstellung des Alleinseins hervor, die in Christus personifiziert und durch sein Leiden idealisiert ist. Als solche ist sie zum Beispiel

sagt, ‚allein ist, ohne sich zu isolieren‘“ (ebd., 11). Die grundsätzliche Isolation besteht auch in diesem Fall: „[...] der personale Kern des Selbst, der etwas objektiv Isoliertes ist“ (Winnicott 1990b, 239; ferner 59 f.).

⁴⁹ Elbing verweist darauf, dass auch Fromm-Reichmann Alleinsein in der Abhängigkeit gegründet sieht: „Dieses Alleinsein als Ausdruck von Abhängigkeit und fehlender Selbstorientierung sowie Selbstbezogenheit setzt sie ab von der ‚real loneliness‘ [...]“ (Elbing 1991, 40). Ersteres versteht sie als Vorstufe „psychotischer Zustände“, die daraus resultieren, dass dem Kind frühzeitig die mütterliche Fürsorge entzogen worden ist (vgl. ebd.).

⁵⁰ Winnicott sieht auch die Möglichkeit, dass sich die „Fähigkeit zum Alleinsein“ nach einer erfolgreich hergestellten Dreierbeziehung, also in einem ödipalen Stadium entwickelt. Die Dreierbeziehung bezieht eine vormals mütterliche, doch von der Mutter gelöste Eigenschaft als Vater, personifiziertes Über-Ich, ein (vgl. Winnicott 1990b, 37, 39).

⁵¹ Winnicott geht davon aus, kein relevantes Triebleben vorzufinden, das nicht an die Funktionen des Ich gebunden ist; „Es-Funktionen“ werden zu „Ich-Erfahrungen“. Ist der klassischen Auffassung nach das Ich ein Teil des Es und speist sich folglich aus dessen Energie, verwirft Winnicott diese Ansicht nicht, doch konstatiert: „Es gibt kein Es vor dem Ich“ (Winnicott 1990b, 72). Ferner Winnicott 1994, 96–99.

für das Leben der Eremiten seit den frühen Tagen der Christenheit bestimmend: Erst der Auszug aus der Gemeinschaft und die Einheit innerer und äußerer Einsamkeit ermöglicht Gottesbegegnung (vgl. Khan 1977, 375; Sesink 2002, 110 f.; Werner 2017, 34 ff., 364 ff.).⁵² Khan führt die Kulturkritiker Rousseau und Nietzsche als Fort- und Wortführer dieser Tradition in der Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts an. Rousseau idealisiert den Naturzustand des Menschen, dem die Vergesellschaftung widerstrebe. Seine Ablehnung gesellschaftlichen Zusammenlebens impliziert das Aufgeben menschlicher Beziehungen jenseits ihrer temporären Zweckmäßigkeit. Khan sieht dieses Alleinsein durch Winnicott zusammengefasst als (vgl. Khan 1977, 376):

„[...] Zustand der Zurückgezogenheit [...] eine Abwehrorganisation, die auf die Erwartung hindeutet, verfolgt zu werden“ (Winnicott 1990b, 36).

Nietzsche formuliert mehr als einmal das Alleinsein als vornehme Entscheidung, heraus aus leidvollen Erfahrungen unter Menschen, die nicht auserwählt zu Erkenntnis sind (vgl. Khan ebd.).⁵³ In beiden Beispielen ist Alleinsein als übermenschliche Reaktion innerhalb menschlicher Beziehungen assoziiert; Alleinsein gleicht einem Sehnsuchtsort, der sich als Einsamkeit herausstellt, da in ihm die sozial vermittelte Erfahrung von Individualität aufgehoben ist.⁵⁴ Alleinsein und das Sein unter anderen sind wechselseitig bedingt, ohne ineinander aufgehen zu können. Ergebnis einer entwickelten „Fähigkeit zum Alleinsein“ ist ein Individuum, das weder Angst vor dem Alleinsein hat, noch den Wunsch nach diesem verspürt, sondern „wirklich allein sein“ kann, weil es das reale oder phantasierte Beisammensein anderer aushält (vgl. Winnicott 1990b; 36. f., 39, 45 f.):

⁵² Der Eremit ist seit jeher auch Kunstfigur, die Epochen übergreifend nicht an ästhetischer Anziehungskraft verloren hat. Man denke beispielsweise an die Darstellungen im Werk Spitzwegs. Dieser zieht eine eigentümliche Parallele zwischen Eremiten und bürgerlichem Milieu, indem er sie in ihrer Häuslichkeit darstellt (vgl. Werner 2017, 20, Abb. 3). Auch Becketts Figuren der Erzählungen „Der Ausgestoßene“ und „Das Ende“ sehen sich in Zustände der Einheit innerer und äußerer Einsamkeit versetzt, jedoch ohne jegliches Sinnstreben (vgl. Beckett 1967, 51–67, 71–96).

⁵³ Dass die Existenzphilosophie bei Nietzsche wesentliche Impulse findet, lässt sich an Khans angeführten Zitat gut nachvollziehen (vgl. Khan 1977, 376): In der Tradition der Existenzphilosophie wird Einsamkeit als Grundverfassung des Menschen zur Basis menschlicher Beziehungen aufgefasst. Auch der Seins-Begriff Winnicotts ist nicht frei von existenzphilosophischen Bezügen, wie er selbst bemerkt: „Statt ‚Sein‘ könnten wir auch ‚Existieren‘ sagen und von der Existenz sprechen, und wir könnten das Ganze zu einer Philosophie erheben und sie als Existentialismus bezeichnen, aber irgendwie ziehen wir es doch vor, mit dem Wort Sein [...] anzufangen. [...] Man kann es gar nicht ausdrücklich genug sagen, daß alles mit dem Sein beginnt und daß ohne Sein das, was das Kind tut oder was ihm widerfährt, keine Bedeutung hat“ (Winnicott 1990, zit. n. Sesink 2002, 30). An anderer Stelle schreibt er: „Alle Lebensprozesse eines Säuglings sind ein *fortwährendes Sein*, eine Art Blaupause für den Existentialismus“ (Winnicott 1990b, 110; Hervorhebung des Autors). Welchen „Existenzialismus“ Winnicott dabei vor Augen hatte, bleibt unklar. Interessant in diesem Zusammenhang scheint mir der Existenzbegriff Kierkegaards: „Selbstsein“ (vgl. Halder und Müller 1993, 86 ff.; 155 ff.).

⁵⁴ Winnicott gesteht zu, dass die Erfahrung von Einsamkeit durchaus genossen werden kann, wobei nicht eindeutig ist, ob es sich hierbei um eine synonyme Verwendung von Alleinsein und Einsamkeit handelt (vgl. Winnicott 1990b, 37).

„Man könnte sagen, die Fähigkeit eines Menschen zum Alleinsein hänge von seiner Fähigkeit ab, mit den durch die Urszene geweckten Gefühlen, fertig zu werden“ (ebd., 39).⁵⁵

So betont Winnicott, dass die „Fähigkeit zum Alleinsein“ weitgehend „emotionaler Reife“ entspricht, die einen gelungenen Integrationsprozess voraussetzt, wie er bereits umrissen worden ist (vgl. ebd., 36, 39; ferner *Abb. 2*). Winnicott formuliert deutlich:

„Wenn diese Babys [denen *Liebe* zuteilgeworden ist, vgl. Fußnote 37, PK] die Fähigkeit erworben haben, in Beziehung zu ganzen Personen zu leben, können sie noch einen Schritt weiter gehen, um sich schließlich des fundamentalen Alleinseins des Menschen bewußt zu werden“ (Winnicott 1994, 168).

Es kann das Alleinsein aushalten, da Fürsorge introjiziert worden ist; Sicherheit und Geborgenheit werden emotional und psychisch angenommen. Das Kind kann „wirklich allein sein“, in tatsächlicher Anwesenheit wie Abwesenheit anderer und in unbewusster und nichtphysischer Anwesenheit einer fördernden Umwelt (vgl. Winnicott 1990b, 21 f., 41 f., 45 f.). Abschließend sei Fonagy zitiert, der in beschriebenem Zusammenhang die Aufgabe des Seinlassens betont.

„Nach Auffassung von Winnicott muß das Kind in der Lage sein, in Gegenwart der Mutter allein zu spielen, damit ein wahres und stabiles Selbstgefühl entsteht. Sie muß so unaufdringlich sein, daß das Kind ihre Anwesenheit vergessen und sich ganz auf die Selbsterkundung konzentrieren kann, die dem Alleinspiel zugrunde liegt. Eine abwehrende oder verfügbare Bezugsperson zwingt das Kind, über die Bezugsperson nachzudenken [also reagieren zu müssen, PK], so daß es keine Gelegenheit erhält, sich auf sich selbst zu besinnen [sein, allein sein, PK]“ (Fonagy 2003, 107 f.).⁵⁶

Nachdem die „Fähigkeit des Alleinseins“ im Kontext der Entwicklungstheorie Winnicotts dargestellt worden ist, gilt es, die Bedeutung des Alleinseins herauszustellen.

5. Zur Bedeutung des Alleinseins

Winnicott lässt gemäß der psychoanalytischen Tradition keinen Zweifel daran, dass die Erfahrung allein zu sein und die Fähigkeit allein sein zu können, über das Kindesalter hinaus von Bedeutung sind. Er führt beispielsweise das Alleinsein in Gegenwart eines geliebten Menschen nach „erfolgreichem Geschlechtsverkehr“ (Winnicott 1990b, 38 f.)

⁵⁵ Zur Urszene vgl. Laplanche und Pontalis 2016, 548 f.

⁵⁶ Fonagy stellt Berührungspunkte zwischen Psychoanalyse und Bindungstheorie heraus und findet bei Winnicott dergleichen erstaunlich viele (vgl. Fonagy 2003, 104 ff.). Weiterhin kommt er zu dem Ergebnis, dass Winnicott sich „viel stärker auf die Triebtheorie“ stützt „als allgemein angenommen wird“ (ebd., 112).

oder, etwas allgemeiner, den Zustand der Entspannung (vgl. ebd., 42) an. Was in folgendem Zitat beschrieben wird, ist daher übertragbar und entspricht dem, was Klapp für die Adoleszenz als „Herumtasten“ bezeichnet (vgl. Elbing 1991, 239).

„Nur, wenn er allein ist (d.h. in Gegenwart eines anderen Menschen), kann der Säugling sein eigenes personales Leben entdecken. [...] Der Säugling kann unintegriert werden, herumtasten, in einem Zustand sein, in dem es keine Orientierung gibt; er kann in der Lage sein, eine Zeitlang zu existieren, ohne auf äußere Anstöße Reagierender oder ein aktiver Mensch mit gerichtetem Interesse oder gerichteter Bewegung zu sein“ (Winnicott 1990b, 42 f.).

Der hier beschriebene Zustand ist jener des absoluten Alleinseins in Abhängigkeit, der nie wiedererlangt werden wird (vgl. Winnicott 1994, 189). Gleichwohl und deshalb geht Winnicott davon aus, dass jeder Mensch versucht, dieses Alleinsein zu bewahren und wiederherzustellen, worauf Phillips hinweist (vgl. Phillips 2009, 10). Das Beispiel des Geschlechtsverkehrs ist daher nicht zufällig gewählt – die Wiederherstellung findet statt „in seinem Begehren“ (ebd.). Wenn die „Fähigkeit zum Alleinsein“ zu fördern, Winnicotts therapeutisches Ziel ist, dann, um Alleinsein und Begehren für die Stärkung des Ich dienstbar zu machen und als Erfahrung von Individualität zu ermöglichen.⁵⁷

5.1 Wahres und falsches Selbst

Es sei daran erinnert, dass Reagieren zu müssen, einer „Vernichtung“ gleichkommt (Winnicott 1997, 61). Um diesen Zusammenhang für die entwicklungspsychologische Bedeutung des Alleinseins zu erhellen, müssen zwei zentrale Begriffe Winnicotts Erwähnung finden: „wahres“ und „falsches Selbst“.⁵⁸ Unter wahren Selbst ist die realisierte, sozial vermittelte psychosomatische Einheit des ererbten Potentials am Ende der Integration gemeint. (vgl. Winnicott 1990b, 182 ff. 193 ff.; Sesink 2002, 87 ff.; Ludwig-Körner 2008, 679 f.).

„Im frühesten Stadium ist das wahre Selbst die theoretische Position, von der die spontane Geste und die persönlichen Ideen ausgehen. Die spontane Geste ist das wahre Selbst in Aktion. Nur das wahre Selbst kann kreativ sein, und nur das wahre Selbst kann sich real fühlen“ (Winnicott 1990b, 193).

⁵⁷ Laut Phillips versteht Winnicott Sein in diesem Sinne als „persönliche Seinsweise“ (Phillips 2009, 10).

⁵⁸ Mertens und Waldvogel vermuten, Winnicott bedient sich mit seiner Unterscheidung bei Horney oder Rank (vgl. Mertens und Waldvogel 2008, 679). In Müllers Vergleich zwischen Winnicott und Rank findet sich kein Hinweis darauf (vgl. Müller 1998).

Das falsche Selbst ist mit der Abwehr von Übergriffen auf das wahre Selbst beauftragt und daher als dessen Ergänzung zu verstehen (vgl. Winnicott 1990b, 185 f.). Es ist Konzentrat sozialer Anforderungen und Rollen, der Person im etymologischen Sinne und nach außen hin „soziales Gebaren“ (ebd., 195), das bestenfalls als Höflichkeit, im ungünstigsten Falle, wenn es sich als real darstellt, als „falsche Persönlichkeit“ (ebd., 185) erscheint, die das wahre Selbst gänzlich verbirgt.⁵⁹ Konkret umfasst dies für Winnicott, folgende Phänomene der Umwelt aushalten zu können:

„1. Unterbrechung der Kontinuität des Lebens aus dem wahren Selbst [...] / 2. Reaktive Erlebnisse oder Erlebnisse des falschen Selbst, die auf der Grundlage von Gefügigkeit zur Umwelt in Beziehung stehen [...]“ (ebd., 195).

Aus Sicht des Individuums kann eine Unterbrechung des Seins und reagieren zu müssen also bestenfalls ausgehalten werden. Das gegenteilige Ergebnis ist, „reaktive Erlebnisse“ als real und letztlich die „falsche Persönlichkeit“ als Individualität zu erfahren. Wer permanent zu reagieren gezwungen ist, kann nicht allein sein; wer nicht allein sein kann, ist permanent gezwungen, zu reagieren.⁶⁰ Ludwig-Körner verweist darauf, dass durch das wahre Selbst das Kind allein sein kann, es dafür aber der „Spiegelfunktion“ der Mutter – die Anwesenheit anderer – bedarf (vgl. Ludwig-Körner 2008, 679): Das Kind blickt die Mutter an und sieht sich in ihr selbst, so, wie die Mutter es sieht (vgl. Bohleber 1996, 286 f.).

„Wenn ich sehe und gesehen werde, so bin ich“ (Winnicott 1995, S. 131).

Unweigerlich kommt man auf den Identitätsbegriff zu sprechen, der in der psychoanalytischen Literatur seit Erikson diskutiert wird (vgl. Bohleber 1996, 270–279). Bohleber vollzieht, ausgehend von der psychoanalytischen Erforschung der frühen Mutter-Kind-Beziehung, die Identitätsentwicklung nach und sieht in der Spiegelfunktion der Mutter den reflexiven Kern des „Identitätsgefühls“ gegründet (vgl. Bohleber 1996, 286–291, 293–299).

„Erikson verankert das Gefühl, eine persönliche Identität zu haben, in zwei gleichzeitig ablaufenden Wahrnehmungen, in der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und in der simultanen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (ebd., 271).⁶¹

⁵⁹ Hierfür ist auch „Als-ob-Persönlichkeit“ in Gebrauch (Winnicott 1990b, 304).

⁶⁰ Winnicott umreißt ein klinisches Beispiel in 1990b, 185 f.

⁶¹ Die erste Wahrnehmung entspricht „Ich bin“, die zweite bestenfalls „Du bist“.

Nach Phillips bedeutet Identität für Winnicott, einen eigenen „Kommunikationsstil“ (Phillips 2009, 181) gefunden zu haben. An anderer Stelle erhellt Phillips, was damit gemeint ist: Winnicott geht davon aus, dass Kommunikation den personalen Kern des Selbst verletzt (vgl. ebd., 9; ferner Fußnote 48). Identität in diesem Sinne stellt einen differenzierten Kompromiss dar, zwischen der schweigenden Kommunikation des personalen Kerns des Selbst sowie einer, die explizit ist und durch das falsche Selbst sich verständlich macht (vgl. ebd. f.; Winnicott 1990b, 239 f., 249 ff.).

Auch Eriksons Identitätsbegriff lässt sich als Kompromiss verstehen: Er umfasst die Entwicklung des individuell Inneren wie die Vergesellschaftung, wobei das Individuum lernt, Widersprüche zu integrieren und dabei von einem „Identitätsgefühl“ geleitet wird. Identität ist dem Menschen nicht zueignen, er strebt nach ihr (vgl. Miller 1993, 157 f., 165 f.; Bohleber 1996, 270 f.). Dass das Individuum dabei auf Autonomie ausgerichtet ist, betont in Erikson Nachfolge vor allem Jacobson. Ferner verweist sie darauf, dass sich Identität in jeder der psychosozialen Phasen (Erikson) entwickelt, wohingegen Erikson die Adoleszenz als Hochphase sieht (vgl. Miller 1993, 162 f.; Bohleber 1996, 272 f.). Letztere kann verstanden werden als „zweiter Individuationsprozess“, in welchem infantile Konflikte sich qualitativ verändert darstellen und neu bewältigt werden müssen (vgl. Elbing 1991, 211 ff.; Michael 1998, 48–52). Michael versteht dies als „produktive Anpassungsleistung“ (ebd., 49; ferner Erikson in Bohleber 1996, 270).⁶² Sie stellt fest:

„Zu den Dimensionen, die lediglich neu verhandelt werden, zählt u.a. die Frage nach Nähe und Distanz ebenso wie ein Sich-Finden im Bezogensein auf den jeweils anderen und zur eigenen, unverwechselbaren Individualität und Identität“ (Michael 1998, 50).

Als Grundlage des „Sich-Findens“ im doppelten „Bezogensein“ kann dabei Alleinsein im Sinne Winnicotts angesehen werden. Kontinuierlich sein zu können stellt sich für den adoleszenten Menschen dabei als ebenso konflikthaft dar, wie das „Sein-lassen“ (Sesink) für seine Umwelt, deren Aufgaben auch die seinen geworden sind. Während der Adoleszenz mag Alleinsein dadurch besonders schwer auszuhalten sein, dass der Kern des personalen Selbst nicht nur gegenüber der Außenwelt, sondern auch dem Individuum als grundsätzlich verborgen realisiert wird. Dabei gilt, dass nur durch sein Gegenüber das Individuum das „Identitätsgefühl“ und letztlich „Identität“ erlangen kann (vgl. Elbing 1991, 42 f.; Bohleber 1996, 270 f.). Für Erikson umfasst „Identität“, wie bereits erwähnt, eine wechselseitige Beziehung:

⁶² Sie bezieht sich hierbei auf Lerner, der Jugendliche als Produkt ihrer eigenen Entwicklung versteht (vgl. Michael 1998, 49).

„[...] sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen [...]“ (Erikson 1959, zit. n. Bohleber 1996, 270).

Das Individuum ist gleichzeitig allein und unter anderen; es ist Individuum in Gesellschaft und kann nur, dadurch, dass es allein ist, in Gesellschaft sein. Allein unter anderen sein zu können, erscheint daher als grundlegend, um eine „persönliche Identität“ (Winnicott 1990a, 83) zu entwickeln und zugleich unabdingbar für ein Sein in Gesellschaft.

5.2 Alleinsein und Sein in Gesellschaft

Wie die fördernde Umwelt durch gesellschaftliche Interessen determiniert ist, ist Alleinsein bedingt durch eine Gesellschaft, die Alleinsein ermöglicht. Das Individuum wiederum entspricht der Gesellschaft, durch die es qua Vergesellschaftung hervorgebracht worden ist (vgl. Sesink 2002, 110 ff.). Sesink hebt die soziale Dimension der „Fähigkeit zum Alleinsein“ wie folgt hervor:

„Man könnte auch sagen: Beides, das Alleinsein eines Menschen mit sich selbst und das In-Gesellschaft-sein, fundieren sich wechselseitig, ohne dass das eine in dem anderen aufgelöst wird“ (ebd.,112).

Die durch Sesink vorgenommene Verhältnisbestimmung von Alleinsein und „In-Gesellschaft-Sein“ verdeutlicht nochmals, dass Ich-Bezogenheit als primäre Zweierbeziehung im Allgemeinen und die „Fähigkeit zum Alleinsein“ im Speziellen unmittelbar zusammenhängen mit der Entwicklung eigenständiger Beziehungen und Letztere unverzichtbar sind, um allein sein zu können. Elbing schließt sich dieser Sichtweise gleich zu Beginn seines Buches an und zitiert Szczyzny. Alleinsein erscheint hier als Voraussetzung von Introspektion und letztlich Selbstreflexion, für ein Bewusstsein also, das zu sich selbst und seinen Bedingungen zurückgehen kann (vgl. Halder und Müller 1993, 259).

„[Die, PK] Bereitschaft, sich dem Mitmenschen zuzuwenden, setzt eine seelische und geistige Einstellung voraus, die sich nur ausbilden kann, wenn den Menschen auch erlaubt ist, allein zu sein“ (Szczyzny 1986, zit. n. Elbing 1991, 1).

Sich selbst zuzuwenden ist weiterhin als Bewältigungsstrategie während der Adoleszenz empirisch gesichert (vgl. ebd., 239–242):

„Trennung und Verlusterfahrungen werden als ‚Für-sich-Sein‘, als zweckmäßig und hilfreich für ein zunehmendes Verstehen, Bewußtwerden und Einsichtgewinnen begriffen. Damit werden Gefühle bezüglich Einsamkeit, eigener Identität und der Verpflichtung sich selbst und anderen gegenüber geklärt“ (Elbing 1991., 241 f.).⁶³

Der junge Mensch wird von den Herausforderungen des „zweiten Individuationprozesses“ nicht überwältigt, sondern kann individuelle Wünsche formulieren und von Bedürfnissen und Anforderungen abgrenzen; intellektuelle Voraussetzung der „persönliche[n] Seinsweise“ (Winnicott, zit. n. Phillips 2009, 10). Hierfür erscheint es bedeutsam, die psychosexuellen Phasen nach Freud bis zur „Latenzperiode“ mehr oder minder erfolgreich bewältigt zu haben. Eine gelungene primäre emotionale Beziehung in der „oralen Phase“ ist als Voraussetzung jedweder Entwicklung und Beziehungsaufnahme zu sehen, die das Individuum als real und sich einer Welt zugehörig erleben lässt, die Anforderungen stellt. Eine davon ist, Affekte in einem hinreichenden Maß kontrollieren zu können. Dies wird in der „analen Phase“ erlernt und in der „phallischen“ durch die Entwicklung des Über-Ich verstärkt. Hinzu kommt die vollzogene „Identifizierung“ mit den Eltern, als wichtige Sozialisationsinstanz und Repräsentanten gesellschaftlicher Normen (vgl. Miller 1993, 132–138).⁶⁴ Gesellschaftliches Zusammenleben setzt voraus, was es zugleich einfordert: Seinen Neigungen, Wünschen und Bedürfnissen „bei dem Zwange“ (Kant, 1803, zit. n. Benner und Brüggem, 125) nachzugehen, ohne sich dabei als omnipotent, wohl aber als Einzelner, und darin allein, zu erleben.⁶⁵ Im Kinderzimmer kann dies „wechselseitige Fundament“ sich unterstützt entwickeln.

⁶³ Elbing enthält dabei nicht vor, dass sich hierbei auch Persönlichkeitsstrukturen manifestieren, die er als „dysfunktional“ ansieht: „Narzismus (sic!), Selbstsucht, übermäßige Selbstbewertung, Selbsterhöhung und Unsensibilität gegenüber anderen (Elbing 1991, 242).

⁶⁴ Zu den unterschiedlichen Arten der Identifizierung vgl. Laplanche und Pontalis 2016, 219–228.

⁶⁵ Ich variiere hier die Frage Kants: „Wie kultiviere ich die Freiheit bei dem Zwange? Ich soll meinen Zögling gewöhnen, einen Zwang seiner Freiheit zu dulden, und soll ihn zugleich anführen, seine Freiheit gut zu gebrauchen“ (Kant 1803, zit. n. Benner und Brüggem, 125).

6. Das Kinderzimmer

*„Am Wäscheschrank der Mutter,
an der Bücherei des Vaters,
da hilft das Kind schon längst,
wenn es im eigenen Revier
noch immer der unstete, streitbare Gast ist.“*

Walter Benjamin, Unordentliches Kind (1926-28) ⁶⁶

In den vorangegangenen Kapiteln ist gezeigt worden, welche Bedeutung dem Alleinsein aus entwicklungspsychologischer Sicht beigemessen werden kann. Das nun folgende widmet sich der Geschichte und Bedeutung des Kinderzimmers unter Berücksichtigung der bereits gewonnenen Erkenntnisse. Diese mögen eine Vorstellung davon vermitteln, wohin gehend das Kinderzimmer zu betrachten ist: als Ort, an dem Alleinsein sich ermöglicht.⁶⁷ Es zeigt sich, dass eine Geschichte des Kinderzimmers nicht nachzuzeichnen ist, ohne dies in ihrer Klassenspezifität zu tun bzw. die historische Kontinuität hinsichtlich der Wohnbedingungen derer, die besitzen und derer, die nicht besitzen – um es zu vereinfachen – aufzuzeigen. Dazu schreibt Elias:

„Denn jeder Art eines ‚Beisammen‘ von Menschen entspricht eine gewisse Ausgestaltung des Raumes, wo die zugehörigen Menschen, wenn nicht insgesamt, dann wenigstens in Teileinheiten tatsächlich beisammen sind oder sein können. Und so also ist der Niederschlag einer sozialen Einheit im Raume, der Typus ihrer Raumgestaltung eine handgreifliche, eine – im wörtlichen Sinne – sichtbare Repräsentation ihrer Eigenart“ (Elias 2002, 78, Hervorhebung des Autors).⁶⁸

⁶⁶ Benjamin 1955, 65.

⁶⁷ Gemäß der entwicklungspsychologischen Betrachtung müsste von Kinder- und Jugendzimmer, folglich von Kindern und Jugendlichen die Rede sein und ohne Zweifel verändert und sich dessen Bedeutung mit fortschreitendem Alter; vielleicht kann mit zunehmendem Alter überhaupt erst von Wohnen im eigentlichen Sinn, gesprochen werden (vgl. Tränkle 1972, 62, unter Bezug auf Herlyn [Wohnen im Hochhaus, 1970, PK]; ferner Oeter in Niehuss 2001, 167). Gleichwohl ist der Begriff des Kinderzimmers geeignet, für die historische Betrachtung der Wohnbedingungen junger Menschen. Diese sind durch zwei Entwicklungen maßgeblich bedingt, die zivilisationsgeschichtlich miteinander in Verbindung stehen: Das historische Gewordensein von Kindheit sowie die „Emotionalisierung des Familienlebens“ (vgl. Schmidt 1988, 22 ff.). Der Jugendliche bleibt innerhalb der kernfamiliären Struktur Kind; anders ausgedrückt, ist mit „Kind“ in diesem Zusammenhang eine Funktion innerhalb des Generationenverhältnisses bezeichnet, die sich zusehends in der Nutzung von Wohnraum niedergeschlagen hat. Zur Historizität von Kindheit vgl. Ariès 2000, 45 ff., 92 ff.; Niehuss 2007, 13. Zur Kritik an Ariès Thesen vgl. Neumann 1993, 191 ff.

⁶⁸ Elias schreibt an selber Stelle weiter: „In diesem Sinne bietet also auch die Wohnweise der höfischen Menschen einen sicheren und höchst anschaulichen Zugang zum Verständnis bestimmter gesellschaftlicher Beziehungen, die für die höfische Gesellschaft charakteristisch sind.“ Das Aufwachsen am Hofe wird in meinen Ausführungen jedoch nicht berücksichtigt. Den Wohnstrukturen des französischen Adels während des Absolutismus widmet sich Elias 2002, 75 ff. Darin zeigt sich, dass bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, insbesondere im Stellenwert der Repräsentation, das aristokratische vom bürgerlichen Wohnen

Auch Zeiher stellt ihrer Betrachtung räumlichen Wandels nach 1945 Folgendes voran:

„In den Einteilungen, Abgrenzungen und Entfernungen, in den Ausstattungen und Zuordnungen der räumlichen Welt sind soziale Verhältnisse material verfestigt. Jede Kindergeneration wird mit den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen auch in Gestalt der räumlichen Lebensbedingungen konfrontiert“ (Zeiher 1991, 176).

Damit sei an dieser Stelle nicht mehr gesagt, als dass sich im Wohnen Charakteristika gesellschaftlicher Gruppen hinsichtlich ihrer ökonomischen Bedingungen zeigen und deshalb im Folgenden, wenn es notwendig erscheint, zwischen diesen unterschieden werden wird. Weiterhin besteht in der Regel eine Diskrepanz zwischen Stadt- und Landbevölkerung.

6.1 Historische Wohnbedingungen des Kindes

Bereits die Gesellschaften der griechischen und römischen Antike bringen Oberschichten hervor, deren Wohnraum weitgehend differenziert ist. So lassen sich zum Beispiel für das Atrium-Haus, als typisches Wohnhaus der römischen Oberschicht, private und repräsentative Räume ausmachen, wie sie sich noch Jahrhunderte nach dem Niedergang Roms in den europäischen Bürgerhäusern finden. Was Letztere seit dem 18. Jahrhundert allmählich umfassen, hingegen im Atrium-Haus anhand archäologischer Befunde nicht nachgewiesen werden kann, ist Wohnraum, der gänzlich den Kindern zugesprochen wird. Das Leben der Kinder vollzieht sich unter Erwachsenen und mutmaßlich verbringen sie auch die Nacht unter den mit ihrer Fürsorge betrauten Sklavinnen und Sklaven (vgl. Gestrinch et al. 2003, 150 ff.; 470).

Die erste nennenswerte Entwicklung hin zum Kinderzimmer im heutigen Sinne identifiziert Gehrke-Riedlin am Ende des 16. Jahrhunderts (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 89). Sie widerspricht damit der Auffassung Weber-Kellermanns, deren kulturhistorische Darstellung etwa zwei Jahrhunderte später beginnt. Letztlich ist in der Definition gegründet, was als Kinderzimmer oder dessen historische Vorläufer gelten mag. Für das hiesige Vorhaben jedoch erhellen Gehrke-Riedlins Hinweise, was bei Weber-Kellermann verborgen bleibt.⁶⁹

unterschied (vgl. ebd. 102 f.). Auf Wohnbedingungen der Kinder geht Elias nicht gesondert ein, doch ist davon auszugehen, dass diese sich mit der Verarmung des Adels den bürgerlichen angleichen.

⁶⁹ Gehrke-Riedlin bezieht sich auf volkskundliche Studien mit regionalem Fokus: „So enthält die Studie zum Braunschweiger Alltagsleben von Mohrmann [Mohrmann, Ruth-E.: Alltagswelt im Land Braunschweig Bd. 2, Münster 1990, PK] eine erste Angabe zur Kinderkammer für das Jahr 1590 und fünf weitere Quellenangaben zur Kinderkammer bzw. -stube im 17. Jahrhundert“ (Gehrke-Riedlin 2003, 14). Weiterhin stellt sie Forschungslücken für das 17. Jahrhundert heraus; die wohl weiterhin bestehen.

So stellt Gehrke-Riedlin fest, dass bereits vor Beginn des 19. Jahrhunderts

„[...] eine breit gefächerte Palette funktional unterschiedlicher Raumtypen vorhanden war“ und es „[...] bereits Ende des 16. und im 17. Jahrhundert vereinzelt Kinderkammern und Kinderstuben gegeben hat“ (Gehrke-Riedlin 2003, 89).⁷⁰

Separater Wohnraum für Kinder findet sich in größerem Umfang jedoch erst ab dem 18. Jahrhundert. Die seither sich vollziehenden Veränderungen systematisiert Gehrke-Riedlin folgendermaßen: Im 18. Jahrhundert bilden sich in den Wohnhäusern der städtischen Haushaltsfamilien Räume heraus, in denen Kinder gesondert wohnen bzw. die ihnen als Rückzugsort dienen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts und mit dem sich durchsetzenden bürgerlichen Ideal, ermöglichen Kinderstuben individualisiertes Wohnen. Seit den 1950er Jahren sind Kinderzimmer gesamtgesellschaftlich verbreitet (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 34 ff.). Bereits in Kapitel 3.1 ist das 19. Jahrhundert für die hier vorliegende Arbeit als besonders interessant herausgestellt worden. Im Folgenden werden einige Kontinuitäten betont, anschließend das Stichwort „Häuslichkeit“ wiederaufgegriffen und zusammenfassend die Bedeutung des Kinderzimmers formuliert.

6.1.1 Funktionen

Nach Weber-Kellermann ist das Kinderzimmer Ort des Schlafens, Essen, Spielens, Sammeln und Aufbewahrens sowie der Schularbeiten, welche ihrer Klassifikation nach Lesen, Malen und Basteln umfassen (vgl. Weber-Kellermann 1991, 57 f.). Das Schreiben ließe sich ebenso ergänzen wie der Gebrauch technischer Geräte im digitalisierten Jahrhundert (vgl. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2016).⁷¹ Gehrke-Riedlin hingegen klassifiziert das Kinderzimmer unter Berücksichtigung jener Funktionen, die im Entwicklungsverlauf des Kindes am wichtigsten erscheinen. Demnach dient es zuerst der Versorgung des Kleinkindes, etwa als Wickelzimmer, später dem Spiel, anschließend als Rückzugsort und gleichberechtigter Privatraum und letztlich vordergründig dem Arbeitszweck (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 188). Das Kinderzimmer hat sich allenfalls funktional differenziert, obgleich es nie nur einem Zwecke dient.

⁷⁰ Kinderkammer und Kinderstube unterscheiden sich dadurch, dass letztere sich in der Regel beheizen ließen (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 35).

⁷¹ Folgende Zahlen sind im Rahmen der KIM-Studie 2016 erhoben worden und beziehen sich auf technische Geräte im eigenen Besitz von 6- bis 13-Jährigen: 51 % Smartphones, 45 % CD-Player, 44 % Spielkonsolen, 36 % TV, 25 % Radio, 21 % PC/Laptop, 21 % Kassettenrecorder, 18 % Internetzugang, 5 % Tablet (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2016).

Gleichwohl gilt im ersten pädagogischen Jahrhundert die Studierstube in mannigfaltiger Ausprägung als

„[...] das allgemein leitende Raumkonzept für den kindlichen Wohnbereich“ (Gehrke-Riedlin 2003, 89).⁷²

Darüber hinaus nennt Gehrke-Riedlin Standardwerke der Architektur, welche beispielsweise „eine Stube und Kammer vor (sic!) Kinder“ vorsehen (Sturm 1721, zit. n. ebd., 41). Diese dienen weiterhin der Einnahme der Mahlzeiten (vgl. ebd., 40) und als Schlafstätte; wenn auch unter „Muhmen und Ammen“ (ebd., 36). Doch darf der Eindruck sich nicht erhärten, bürgerliche Kinder des 18. Jahrhunderts hätten sich mit Unterricht und der Befriedigung grundlegender Bedürfnisse begnügt. So finden sich bei Weber-Kellermann Darstellungen von Kinderstuben, deren Bewohner – gekleidet wie jene, die sie beaufsichtigen – mit Puppenhaus, Kutsche und Schaukelpferd sich die Zeit vertreiben, sich spielend im Kreise der Familie aufhalten (vgl. Weber-Kellermann 1991, 14, 21) und keinesfalls nur „erzogen und verwahrt“ werden (ebd., 19). Die Warenwelt hält Einzug:

"In bürgerlichen Häusern hatten Kinder seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zunehmend eigene Kinder- und Spielzimmer, die nun eine bis dahin ungekannte Fülle von Spielzeug beherbergten" (Gestrich et al. 2003, 620).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts differenziert sich das Kinderzimmer hinsichtlich seiner Funktionen, obgleich es dabei

„[...] nicht immer als idealer Spielort und kindlicher Eigenraum zu verstehen ist, sondern oft nicht mehr darstellte als das kombinierte Schlaf- und Spielzimmer mehrerer Geschwister [...]“ (Weber-Kellermann 1991, 36).

Dennoch lässt sich mit Gerke-Riedlin zusammenfassen:

„Der Erwachsene tritt [...] in den Hintergrund, Spielzeug, Lesestoff und Bastelprogramme treten in den Vordergrund“ (Gehrke-Riedlin 2003, 70).

⁷² Es sei erwähnt, dass seit dem 18. Jahrhundert ein jedes als „pädagogisches“ oder eines „des Kindes“ gilt und galt; Benner und Brüggens sprechen dies zumindest dem 18. Jahrhundert vorbehaltlos zu (vgl. Benner und Brüggens 2011, 100). Pietisten wie Philanthropen machen sich um die Institutionalisierung des Erziehungswesens verdient, staatliche ersetzen kirchliche Schulstrukturen zusehends (ebd.). In den Wohnräumen des städtisch-akademischen Milieus und Großbürgertums scheinen sich die neuen Bildungsvorstellungen wiederzufinden; ebenso in deren Bezeichnungen, etwa „vernünftiges Zimmer“, „Denkernzimmer“, „Informationsstube“ und „trautes Stüblein“ (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 89).

Weber-Kellermann führt hierzu zahlreiche Erinnerungen bürgerlicher Kinder aus dem 19. und 20. Jahrhundert an; zu den aufschlussreichsten hinsichtlich der Funktionen und dazu wohl schönsten, sind jene Benjamins und zu zählen (vgl. Benjamin 1955, 59 f., 64 f.; ders. 1992, 27 f., 34 ff., 37 ff, 49, 61, 62 f., 96 f., 103, 106). Auch Herdan-Zuckmayer erinnert die „Geheimnisse“ ihrer großbürgerlichen Kinderjahre vor Ausbruch des ersten Weltkrieges und trägt diese in „Das Kästchen“ zusammen (vgl. Herdan-Zuckmayer 1983).⁷³

6.1.2 Mobilität

Es zeigt sich, dass Kinder, sobald der Wiege entwachsen, mobil sein müssen, um ihrem Schlafbedürfnis nachzukommen. Gehrke-Riedlin zitiert eine Studie zu Lemgoer Wohnverhältnissen, die für das 18. Jahrhundert zeigt, dass Handwerksfamilien meist nur einen Raum bewohnen, Kaufleute und Angehörige des akademischen Milieus hingegen über „mehrere Kammern, einen Saal für Festlichkeiten sowie eine Wohnstube mit abgetrennten Alkoven (Schlafräume)“ verfügen (Gehrke-Riedlin 2003, 39). Letztere scheinen jedoch Gästen vorbehalten zu sein:

„Kinder schliefen meist im Wohnraum, selten in einem gesonderten Zimmer, das auch zur Unterbringung von Gästen diente“ (ebd.).

Sie müssen Wohn- wie Gästezimmer also gegebenenfalls verlassen. Auch für proletarische Wohnverhältnisse um 1900 lassen sich unstete Schlafbedingungen feststellen; nicht zuletzt durch Überbelegung der Wohnungen, zusätzliche Vermietung von Betten und deren Umverteilung entlang der Alters- und Geschlechtergrenze (vgl. Johansen 1981, 99; Wischermann 1985, 184 ff., insb. Fußnote 22; Gestrich et al. 2003, 471 ff.).⁷⁴

Eine von Niehuss beschriebene Wohnung von 1953 besteht nach wie vor aus Gemeinschaftsräumen und sieht kein Kinderzimmer vor. Auch in Dreizimmerwohnungen und Eigenheimen wird die „gute Stube“, sprich ein zweites, repräsentatives Wohnzimmer, dem Kinderzimmer vorgezogen; (vgl. Niehuss 2001, 150 f.; 158 ff.; dies. 2007, 104 f.).

⁷³ Wie bei Benjamin wird auch bei Zuckmayer das Kinderzimmer der Jahrhundertwende zum Ort, kindlicher Phantasie und Vorstellungskraft erst erlaubt und ermöglicht, da sich dort erwachsene Bezugspersonen typischerweise nicht aufhalten. Dazu: "Das verwöhnte (sic!) Großbürgerkind Alice Herdan-Zuckmayer um 1900 fühlt sich dem Mädchen und der Köchin viel mehr verbunden als der eigenen Mutter. Seine eigene phantasievolle Welt aber entsteht im Kinderzimmer" (Weber-Kellermann 1991, 34).

⁷⁴ Wischermann zitiert an angegebener Stelle eine Erhebung von 1911, die zeigt, dass insbesondere die Schlafsituation der Kinder unter Bettenknappheit und Wohnraummangel sich verschlechtert, obgleich es keine Seltenheit ist, dass Kinder und Eltern sich ein Bett teilen; ein Berliner Schularzt erfasst zwischen 1905 und 1907 6651 Schülerinnen und Schüler, von denen nur ein Drittel sein Bett nicht teilen muss.

Wieder wird dem Kind Mobilität abverlangt und Schlaf abseits der Erwachsenen versagt:

„[...] die Kinder schliefen dann, solange sie klein waren, im Elternschlafzimmer und wurden in der Regel später ins Wohnzimmer ausquartiert. Wenn die Eltern Gäste hatten oder fernsahen, mußten die Kinder vorübergehend wieder im Elternschlafzimmer schlafen oder in der Küche. *Man kann wohl davon ausgehen, daß in diesen kleinen Wohnungen Kinder in der Regel keine Privatsphäre hatten*“ (Niehuss 2001, 164 f., Hervorhebung PK).

6.1.3 Größe

Über die Jahrhunderte zeigt sich, dass Kinderzimmer im Vergleich zur Gesamtfläche der Wohnung oder des Hauses wenig Fläche einnehmen. Zudem liegen jene der bürgerlichen Kinder im 19. Jahrhundert fernab der Gemeinschafts- und Repräsentationsräume (vgl. Weber-Kellermann 1991, 29 f.; Gestrich et al. 2003, 470) – darüber, ob das Kind hier allein sein kann, ohne sich ausgeschlossen zu fühlen, wie Weber-Kellermann es formuliert, lässt sich nur spekulieren. Die unbeheizten Kinderkammern des 18. Jahrhunderts tragen die Enge bereits im Namen. Neubau- und Sozialwohnungen der 1920er und 1950er Jahre orientieren sich an der bürgerlichen Kleinfamilie; individuellen Wohnbedürfnissen innerhalb der Kleinfamilie wie jenseits derer Normalvorstellung wird kaum entsprochen (vgl. Niehuss 2001, 152, 158). So sind nach dem ersten bundesrepublikanischen Wohnraumgesetz vom 27.04.1950 nur Wohnungen zwischen 32 und 65 qm förderwürdig; dessen Novellierung von 1953 hebt die untere Fördergrenze auf 40, die obere auf 80 qm an und forciert zudem den Bau von Eigenheimen. Weiterhin im Ermessen der Baugesellschaften liegen Lage und Größe der Wohnräume (vgl. ebd., 131 f., 139; Gestrich et al. 2003, 475). Eine Zeitschrift empfiehlt in den 1970er Jahren, jedem Kind ein zwischen 11 und 15 qm großes Zimmer zu ermöglichen und hält dabei fest:

„Fast ein Viertel aller Zwölfjährigen muß ein Zimmer dieser Größe mit Geschwistern teilen, und 9% wohnen sogar noch auf engerem Raum (bis zu 10 m²) mit Geschwistern zusammen“ (Schöner Wohnen 1974, zit. n. Weber-Kellermann 1991, 121).

In ihrer 1972 veröffentlichten Studie stellt Tränkle das Raumverhältnis von Kinder- zu Wohnzimmer in Fertighäusern dar. Hier finden sich Kinderzimmergrößen zwischen 8 und 17 qm (vgl. Tränkle 1972, 64 ff., Tab. 2).⁷⁵

⁷⁵ Tränkles Daten sind entnommen aus „Zuhause“, Heft 7 und 8 von 1971.

Im Vergleich zu Wohnzimmer und Gesamtgrundfläche stellt sie fest:

„Es fällt auf, daß bei den gängigsten Fertighaustypen der prozentuale Anteil des Kinderzimmers an der Gesamtfläche immer kleiner wird, je größer die Gesamtfläche des Hauses ist. Mit anderen Worten: Wenn die Gesamtwohnfläche steigt, profitieren hiervon nur die Erwachsenen [...]“ (ebd., 66).

Die in den 1970er Jahren ermittelten Daten scheinen bis heute als ideale Kinderzimmergrößen zu gelten (vgl. Immowelt 2010).⁷⁶

6.1.4 Elterliche Geschmacksnormen

Sofern ein Kinderzimmer vorhanden, ist dieses häufig nicht nur klein, sondern Ort elterlichen Geschmacks. Hierin zeigt sich eine historische Kontinuität in der Eltern-Kind-Beziehung, die sich im Kinderzimmer materialisiert. Weber-Kellermann stellt für die Kinderstuben des 19. Jahrhunderts fest:

„Die größte Freiheit genossen die Kinder im allgemeinen (sic!) beim Wandschmuck ihrer Stuben, hier mag sich auch männlicher und weiblicher Geschmack am meisten unterschieden haben“ (Weber-Kellermann 1991, S. 42).

Tränkles Exploration wiederum ergibt, dass

„[...] Zugeständnisse der Eltern aber vorwiegend auf die Dekoration mit Bildern oder auf die Anordnung der Möbel im Raum bezogen waren, während die Eltern sich für die Möblierung als solche selbst zuständig fühlten“ (Tränkle 1972, 69).⁷⁷

Ist die Kinderstube des 19. Jahrhunderts mit Erbstücken und Übergebliebenem aus Biedermeiertagen möbliert (vgl. Weber-Kellermann 1991, 36; Gerke-Riedlin, 2003, 70), spielt auch bei Tränkle das Kinderzimmer hinsichtlich elterlichen „Konsumgebaren[s]“ (Tränkle 1972, 71) keine gesonderte Rolle. Stellvertretend hierfür aus ihrem Transkript:

„Wir wollen uns neue Wohnzimmermöbel kaufen, dann bekommen die Kinder die alten Möbel“ (ebd.).

⁷⁶ Das Wohnungsportal ließ 1029 volljährige Personen nach der Wunschgröße des Zimmers ihrer Kinder fragen. 48 % der Befragten äußerten den Wunsch nach 16-20 qm, 22 % nach 10-15 qm. Immerhin 13 % wünschen sich ein 21 bis 25 qm großes Zimmer für die Kinder, für jeweils 3 % erfüllte sich der Wunsch mit bis zu 10 qm oder mehr als 25 qm. Nachvollziehen lässt sich nicht, ob die Aussagen für die Zimmergröße pro Kind getroffen worden sind.

⁷⁷ Aussagen der Eltern hierzu, dem Umgang mit Kritik an ihrem Geschmack seitens der Kinder und deren Wohnwünschen Tränkle 1972, 69 ff.

Dass die Ausgestaltung und Einrichtung des Kinderzimmers gegenwärtig mit mehr Geld bedacht zu werden scheint (vgl. Statista 2016)⁷⁸, ist nicht weniger Ausdruck elterlicher Geschmacksnormen, obgleich folgendes Beispiel historische Vorläufer⁷⁹ hat und nicht repräsentativ sein mag. Eine Veröffentlichung aus dem Jahr 2018 mit dem Titel „Kinderkram. Kinderzimmer für kleine Leute von heute“ zeigt, wie aus Flohmarktfunden dem Zeitgeschmack entsprechendes Mobiliar wird und Kinder „trendgerecht zwischen Retro-Chic und Scandi-Design“ in geweißten Zimmern wohnen; selbst ein Kinderbett „zelebriert das schlichte Design der Fünfzigerjahre“ (ZEIT Magazin 2018). Gehrke-Riedlin wiederum führt ein Beispiel an, in dem gerade dadurch, dass die Orientierung am Kind im Kinderzimmer fehlt, dieses eine „angenehm behagliche Atmosphäre“ erzeugt (Gehrke-Riedlin 2003, 160).

6.2 Häuslichkeit

Die Etablierung des Kinderzimmers im Bürgertum ist Ausdruck der „Verhäuslichung“ von Kindheit, wie Zinnecker es bezeichnet, und damit auch Symbol der Distanzhaltung zwischen gesellschaftlichen Gruppen (vgl. Zinnecker 1990; Honig 1993, 214 ff.; Gestrich et al. 2003, 599).⁸⁰

„Straße und Nachbarschaft, die bis dahin schichtübergreifend in den Städten einen wichtigen Teil des Lebensraums für Kinder darstellen, wurden im gehobenen Bürgertum seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, im Kleinbürgertum im Laufe des frühen 20. Jahrhunderts als Sozialisationsorte disqualifiziert. Das Leben des Kindes wurde ganz in den ‚Schoß der Familie‘ und hinter die schützenden Mauern der eigenen Wohnung verlegt“ (Gestrich et al. 2003, ebd.).

Stehen Kinder vormals unter starkem Einfluss Gleichaltriger, wird nunmehr familiäres Zusammenleben wichtigste Kontroll- und Sozialisationsinstanz. Das Rechenschaftsverhältnis gegenüber den Eltern und individuellem Über-Ich, enthebt die Kinder der „kollektiven Bindung“ an die „peer-group“ (ebd.).⁸¹

⁷⁸ Im Rahmen einer Erhebung ist gefragt worden, wie viel Geld binnen der letzten fünf Jahr in Mobiliar und Inneneinrichtung von Kinder- und Jugendzimmern geflossen ist. Von 377 Befragten gaben 23 % an, bis zu 500 Euro ausgegeben zu haben; ebenso viele gaben zwischen 2000 und 5000 Euro aus. Zwischen 500 und 1000 Euro investierten 18 %, zwischen 1000 und 2000 Euro 21%. Mehr als 5000 Euro gaben 7 % aus, davon 1 % zwischen 10.000 und 15.000 Euro (vgl. Statista 2016).

⁷⁹ Vgl. etwa Weber-Kellermann 1991, 36: „Modernes Kinder-Spielzimmer aus Kirschbaumholz, 1919“.

⁸⁰ Für Zinnecker ein „Aspekt[e] einer negativen Dialektik der Verhäuslichung“ (vgl. Zinnecker 1990, 146 f.). Ferner muss darauf hingewiesen werden, das „Verhäuslichung“, „Privatisierung“ und „Famialisierung“ als Differenzierungstendenzen eng miteinander verbunden sind, jedoch nicht ineinander aufgehen (vgl. ebd. 150 f.). Als „historisch-anthropologische Konstante“ (ebd., 143) versteht wohl auch Zeiher die Tendenz, sich Raum zu erschließen; diese und „Verhäuslichung“ im Speziellen „sind Niederschlag menschlicher Tätigkeit“ (Zeiher 1991, 176).

⁸¹ Hermann Hesse ist der Konflikt zwischen Über-Ich des „verhäuslichten Kindes“ und Straßenkollektiv Ausgangsmaterial seines Romans „Demian“. Sinclair findet sich unvorbereitet wieder zwischen den elterlichen Ansprüchen, die die seinen sind und der Rohheit seines erpresserischen Altersgenossen Kromer (vgl. Hesse

Die eben beschriebene Veränderung begünstigt nach Zinnecker

„[...] den Prozeß der Individualisierung gesellschaftlichen Handelns, also die Entfaltung personenbezogener Bedürfnisse, Handlungsziele und Lebensziele“ (Zinnecker 1990, 145).

Gestrich et al. sehen dadurch einen Sozialtypus sich entwickeln, der den neuen ökonomischen Anforderungen entspricht (vgl. ebd.). Niehuss stimmt dem zu, auch wenn ihr das Kinderzimmer als „eigenes Refugium“ gilt (Niehuss 2007, 15).

"Dennoch wurden auch sie häufig eben nicht als Kinder gesehen, sondern als kleine Erwachsene, die in ihrer Gesellschaft ‚funktionieren‘ mussten, die an ihre spätere Rolle als Hausfrau oder als Geschäftsmann ebenso gewöhnt wurden wie die Kinder aus ländlichem und proletarischem Milieu an ihre Arbeitsfelder" (ebd., 29).

Gleichwohl kann persönlichen Neigungen nachgegangen und sich dem Zugriff der Gemeinschaft entzogen werden; das bürgerliche Kind ist hierin *relativ* frei, verglichen mit vielen seiner Altersgenossen, insbesondere proletarischen, deren Wohnbedingungen sich um das Ganze unterscheiden. Die Straße ist diesen „verlängerter Wohnraum“ (Gestrich et al. 2003, 599), da tatsächlicher kaum noch zur Verfügung steht. Auch Maßnahmen, die den hygienischen Standard der Städte heben sollen, manifestieren den Klassenunterschied, anstatt ihn aufzuweichen (vgl. Johansen 1981, 98).⁸²

Nach 1945 etablieren sich wieder bürgerliche Vorstellungen der Häuslichkeit und Privatheit unter jenen, die nicht durch die „Volksgemeinschaft“ vernichtet worden sind oder im Zuge des Zweiten Weltkrieges ums Leben kamen. Niehuss sieht in diesen neuerlichen „Privatisierungstendenzen“ ein Resultat der Kriegserfahrung und Ausdruck des Bedürfnisses, familiäres Zusammenleben nachzuholen (vgl. Niehuss 2001, 133, 172; ferner Zeiher 1991, 177–179).

1977, 7–23). Auch Franz-Josef Degenhardt greift das Thema in „Spiel nicht mit den Schmutzkindern“ auf. Degenhardts Protagonist sublimiert als Kind seine Lust am verbotenen Spiel. Im Erwachsenenalter erleidet er einen Autounfall, der eine Regression auslöst. Die infantile Lust weiß er nur gewaltvoll an einem Kind zu befriedigen. Für den vollständigen Text vgl. Degenhardt 1984, 11 ff.

⁸² Um 1900 kommen im deutschen Kaiserreich auf etwa 3 Millionen vermögende Familien, gut dreimal so viele, die bestenfalls „einigermaßen auskömmlich [lebten, PK] solange der Hauptnährer gesund blieb“, andernfalls „am Rande der Armut lebten“ (Niehuss 2001, 15). Letztere machten deutlich mehr als die Hälfte der nicht vermögenden Familien aus (vgl. ebd.) Für deren Lebensbedingungen sind charakteristisch: Wohnungsmangel und -enge, unzureichende hygienische Standards in den Quartieren, Nahrungs- und Kleidungsmangel, eine hohe Sterblichkeitsrate unter Kindern und Jugendlichen, die weiterhin aus dem Produktionsprozess nicht ausgenommen sind, ein problematischer Alkoholkonsum in der Elterngeneration, Verschuldung, Gewalt und Willkür (vgl. ebd., 23–25, ferner Johansen 1981, 99); ein Zeitgenosse kommentiert: „Die heutige Gesellschaft nötigt die unteren Schichten des großstädtischen Fabrikproletariats durch die Wohnungsverhältnisse mit absoluter Notwendigkeit zum Zurücksinken auf ein Niveau der Barbarei und Brutalität, der Rohheit und des Rowdytums, das unsere Vorfahren schon hunderte Jahre hinter sich hatten“ (in: Treue 1969, zit. n. Johansen 1981, 100). Zu Kinderarbeit vgl. Niehuss ebd., zu Familienplanung und -struktur vgl. dies. 2007, 16 f., zu Kindersterblichkeit vgl. Johansen 1981, 101.

Einmal mehr zeigt sich, wogegen ein Teil der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeneration aufbegehrte:

„Im Eifer neuen Wohlstands und wiedererlangter bürgerlicher Ordnung wurde in vielen Familien versucht, Räume nach altem bürgerlichen Muster zu spezialisieren, ohne daß genügend Platz dafür war. Da die Bedürfnisse der Erwachsenen Vorrang hatten, blieben die der Kinder auf der Strecke“ (Zeihner 1991, 178).

Was als „bürgerliche Enge“ Wohngemeinschaften, Kommunen und Kinderläden – um es überspitzt darzustellen – weichen sollte, bleibt bis in die Gegenwart in seinen Grundzügen bestehen: Kindheit ist seit spätestens Ende des 20. Jahrhunderts mehrheitlich und schichtübergreifend „verhäuslicht“ (vgl. Zinnecker 1991, 151–155).

7. Zur Bedeutung des Kinderzimmers

Wie der Wunsch nach Nähe in der Distanz am stärksten erscheinen mag, tritt die Bedeutung des Kinderzimmers hervor, vergegenwärtigt man sich die Bedingungen, unter denen jene leben, die verzichten müssen. Es ist darauf hinzuweisen, dass die beschriebene räumliche Differenzierung über Jahrhunderte längst nicht allen Familien bekannt ist.⁸³ Eines der wenigen autobiografischen Zeugnisse eines Proletarierskindes zitiert Wischermann. Stellvertretend zeigt sich die Unzulänglichkeit der Wohnbedingungen für das individuelle Sein des jungen Menschen:

„Sobald ich zu den ersten Regungen eines persönlichen Lebens erwacht war, wurde es mir zum unwiderstehlichen Bedürfnis, immer wieder einmal allein zu sein, mich aus dem verwirrenden Strudel des Lebens zurückzuziehen, mich sammeln zu könne, mich besinnen zu dürfen. Unendlich viel hätte es mir bedeutet, wenn ich einen eigenen Raum, und wäre es nur das edelste Kämmerchen gewesen, gehabt hätte, in dem ich einmal die Tür hätte hinter mir abschließen können. Aber daran war bei den beengten Verhältnissen der elterlichen Wohnung nicht zu denken [...] Ganz schlimm aber waren, gemessen an meinen Bedürfnissen des Fürmich-Sein, die Schlafverhältnisse [...] für das Schlafen blieben nur zwei Räume, und da es nicht zugänglich war, darin die Eltern, die heranwachsenden Schwestern und mich selbst unterzubringen, wurde mein Bett auf dem Korridor, in der licht- und luftlosen Ecke aufgeschlagen, [...] anstatt in (einem) abgeschlossenen Raum lag ich nun, nur durch einen Vorhang notdürftig isoliert, gewissermaßen auf dem allgemeinen Verkehrs- und Durchgangsweg. Für mein Gefühl hätte ich ebenso gut auf der offenen Straße liegen können“ (Hofmann 1973, 131 f., zit. n. Wischermann 1985, 186, Hervorhebung PK).

⁸³ Zu jenen, die keine Kinderstube hatten vgl. Weber-Kellermann 1991, 111 ff.

7.1 Ein Ort für sich allein

Der unerfüllte und, wie im vorangegangenen Beispiel, unerfüllbare Wunsch nach einem Ort für sich allein, lässt sich seit dem 18. Jahrhundert nachweisen. Ob in Form einer Stube, in der man seinen Studien nachgehen kann oder als „geheimes Versteck“ (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 140) und „Rückzugsort“ (ebd. 143), erscheint er in zahlreichen Zeitdokumenten als „Wunsch nach Bildung und Zurückgezogenheit“ (ebd., 144; ferner 140 ff.), der zwar den Bildungsvorstellungen jener Zeit entspricht jedoch funktional betrachtet bis heute seine Bedeutung nicht verloren hat.⁸⁴

„Bildung – also Lesen, Schreiben, aber auch die eigene Person und Handlungen zu reflektieren – erfordert einen Raum, in den man sich ungestört zurückziehen kann“ (ebd., 143).

Auch jenseits zielgerichteter Geistestätigkeit behält das Kinderzimmer einen Eigenwert als Ort, an dem das Kind geborgen und verborgen seinen Neigungen und Phantasien nachgehen, Zuflucht finden und nicht zuletzt sich selbst als Individuum erleben und darstellen kann (vgl. Weber-Kellermann 1991, 7 ff.; Gehrke-Riedlin 2003, 165–187). Betont Gehrke-Riedlin den ungestörten Rückzug, umfasst dies nicht nur den erforderlichen Raum, sondern ebenso eine Umwelt, die ungestört zurückziehen, die sein lässt und jene Zeit, die das Kind allein ist, als förderlich versteht. Voraussetzung jedoch ist, dass das Kind fähig ist, allein zu sein. Weiterhin erfordert dies elterliche Zugeständnis die Anerkennung kindlicher Privatheit, deren Symbol die Tür ist, die trennt und Zugang schafft, sofern und sobald gewollt.⁸⁵

An dieser Stelle darf der Hinweis nicht fehlen, dass sich damit auch die Eltern einen eigenen Ort zugestehen, der zumeist als Schlafraum dient. Anhand der Schlafräume, wird eine Veränderung des Schamempfindens recht deutlich: Im Mittelalter sind diese von Wohnräumen nicht abgesondert und werden, wie auch die Betten, von mehreren

⁸⁴ Zu den prägenden Erziehungs- und Bildungsvorstellungen des 18. Jahrhunderts und des Neuhumanismus in Deutschland vgl. Benner und Brüggem 2011, 100–190.

⁸⁵ Meisterhaft aufgegriffen wird die Kinderzimmertür in Des Fôrets Erzählung „Das Kinderzimmer“. Ein erwachsener Protagonist tritt als Voyeur hinter einer halb geöffneten Kinderzimmertür auf, den das Geschehen im Zimmer in seinen Bann zieht, von dem er nicht weiß, ob es real ist – mehrere Knaben diskutieren die Schulordnung sowie, dass einer zu diesem Thema schweigt – oder kindlicher Phantasie entspringt, die Diskussion also von einem Einzelnen und fiktiv geführt wird und auch das Schweigen nur Vorstellung ist. Dabei ist er sichtlich bemüht, seine Affekte zu kontrollieren, um das vor ihm verborgene Geheimnis nicht zu lüften und damit gleichzeitig Spiel und Privatsphäre des Kindes oder der Kinder zu zerstören (vgl. Des Fôrets 1991).

Personen aller Generationen des Haushaltsverbandes sowie Gästen und Fremden genutzt (vgl. Schmidt 1988, 35 f.; Elias 1998, 312–323).⁸⁶ Heute ist das Schlafgemach privater Raum,

„[...] Aufstehen und Schlafengehen intimisiert, aus dem gesellschaftlichen Verkehr der Menschen ausgesondert und in das Innere der Kleinfamilie verlegt [...]“ (Elias 1998, 318).

Mit dem verstärkten Schamempfinden im Allgemeinen und dem abgesonderten Schlafraum im Speziellen hängt die Befriedigung jener Bedürfnisse zusammen, die unmittelbar auf die Triebenergie des Eros hinweisen. Mit Winnicott ausgedrückt und unter Verweis auf sein Beispiel, ermöglicht generationengetrenntes Schlafen den Eltern, Alleinsein in ihrem Begehren wiederherzustellen (vgl. Winnicott 1990b, 38 f.; Phillips 2009, 10), ohne dabei allzu viel Rücksicht auf die räumliche Anwesenheit des Kindes nehmen zu müssen, in Begehren und Lust also weitgehend ungestört zu sein.⁸⁷

7.2 Übertreten und durchbrechen

Die Geschichte des Kinderzimmers ist auch eine Geschichte der Differenzierung von Wohnbereichen innerhalb und außerhalb der Wohnung, die sich mit der „Verhäuslichung“ durchgesetzt hat (vgl. Zinnecker 1990, 151–155). Zeiher stellt dabei fest, dass die Differenzierung eine funktionale Verbindlichkeit mit sich bringt, die Kinder nicht gewillt sind, in Kauf zu nehmen:

„In den letzten Jahrzehnten hat die Fixierung von Handlungsvorgaben in der räumlichen Umwelt sehr zugenommen. [...] Kinder leben heute in räumlichen Bedingungen, an die mehr und ausgeprägter als zuvor Vorgaben für einzelne Handlungen und für Gestaltung des Lebenszusammenhangs gebunden sind. [...] Sobald sie dem Kleinkindalter entwachsen sind, versuchen Kinder, wo es geht und mit viel Abenteuerlust und Phantasie, die Spezialisierung der Räume zu durchbrechen“ (Zeiher 1991, 176, 185).

Auch wenn Zeiher hierbei vorrangig an „Trümmergelände, stillgelegte Bauplätze oder Dachböden“ (ebd., 184) denken mag, bietet auch das Kinderzimmer Möglichkeit, dessen Funktionen zu „durchbrechen“, insofern, als dass sie entsprechend individueller

⁸⁶ Schlafbekleidung bildet sich erst im Laufe des 16. Jahrhunderts aus, gewiss zögerlich und abermals ausgehend von der Oberschicht; zuvor schläft man nackt oder in seinem Tagesgewand (vgl. Elias 1998, 316–320).

⁸⁷ Die gilt prinzipiell auch für das Kind. Elias in diesem Zusammenhang auf ein Paradoxon hin: „Je größer die Umformung, die Regelung, die Zurück- und Geheimhaltung des Trieblebens ist, die das gesellschaftliche Leben von dem Einzelnen verlangt, und je schwieriger dementsprechend die Konditionierung des Heranwachsenden wird, desto stärker konzentriert sich die Aufgabe der ersten Züchtung dieser gesellschaftlich notwendigen Triebgewohnheit im intimen Zirkel der Kleinfamilie, also bei Vater und Mutter“ (Elias 1998, 353). Zur Veränderung des Schamempfindens in zwischengeschlechtlichen Beziehungen vgl. ebd., 324–356.

Vorlieben und durch den Umgang mit elterlichen Geboten und Verboten different sind (vgl. Weber-Kellermann 1991, 57 f., 75). Weber-Kellermann führt hierfür ein Zitat aus Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ an. Dessen Hauptfigur Nelly erinnert:

„Im Bett liegen, lesen und Borkenschokolade essen. Jaja! rufen, wenn die Mutter die Treppe hoch: Licht aus! befiehlt, für Minuten das Licht löschen, es dann mit einem Tuch verhüllen und weiterlesen, manchmal bis ein, zwei Uhr nachts“ (Wolf 1978, zit. n. Weber-Kellermann, 75).

Anschließend kommentiert Weber-Kellermann:

„Und gerade das Übertreten des Verbotenen erfüllt das Leben dort [im Kinderzimmer, PK] mit unerhörtem Glücksgefühl“ (ebd.).⁸⁸

Was in „Kindheitsmuster“ exemplarisch an Schlafen, Lesen und Naschen dargestellt wird, gilt für jede der bereits genannten Funktionen des Kinderzimmers.⁸⁹ Dem Spiel mag dabei eine besondere Rolle zukommen. Der Wert des durch das Ich regulierten, phantasiegeleiteten Spiels besteht darin, dass es über seinen funktionalen Charakter hinausweist:

„Gerade im Spielen und nur im Spielen kann das Kind und der Erwachsene sich kreativ entfalten und seine ganze Persönlichkeit einsetzen, und nur in der kreativen Entfaltung kann das Individuum sich selbst entdecken“ (Winnicott 1995, 66).⁹⁰

⁸⁸ „Das Übertreten des Verbotenen“ ist im Übrigen zentrales Thema der Diskussion über die Schulordnung, welche die Kinder oder das Kind in der bereits erwähnten Erzählung von Des Fôrets so lebhaft führen (vgl. Fußnote 85).

⁸⁹ Die Schlafzeit zu überziehen wird auch in Gehrke-Riedlins Exploration lebhaft erinnert und scheint gerade in jenen Fällen, in denen Geschwister sich ein Zimmer teilen, ein Gefühl von Vertrauen und Zusammengehörigkeit erzeugt haben, sofern ausreichend Möglichkeit des Rückzugs besteht (vgl. Gehrke-Riedlin 2003, 158 f., 164). Exemplarisch für das heimliche Naschen sei Walter Benjamins Gedankenbild „Die Speisekammer“ angeführt (vgl. Benjamin 1992, 103); für das Sammeln das bereits eingangs zitierte „Unordentliche[s] Kind“ (Benjamin 1955, 64 f.): „Jeder Stein“, beginnt Benjamin, „den es findet, jede gepflückte Blume und jeder gefangene Schmetterling ist ihm schon Anfang einer Sammlung, und alles, was es überhaupt besitzt, macht ihm eine einzige Sammlung aus“ (ebd., 64). Das Kind hierfür als „unordentlich“ zu kennzeichnen, ist Ausdruck Benjamins tiefen Verständnisses für die Erfahrung in einer *Erwachsenenwelt*, die der kindlichen längst *entwachsen* ist. Übergangsobjekte sehe ich mit dieser Erfahrung verbunden. Sie sind unerlässlich für die Entwicklung des Realitätsprinzips, des integrierten Seins, und fallen letztlich dem Bedeutungsverlust anheim. Keiner, außer dem Kind, darf sie verändern; die Sammlung widerspiegelt enttäuschte Omnipotenz.

⁹⁰ Es muss darauf hingewiesen werden, dass ich in dieser Formulierung von Winnicott abweiche, der Spiel und Phantasie voneinander trennt; was ich als „phantasiegeleitetes Spiel verstehe“, ist dem Spielverständnis Winnicotts inhärent „Im Phantasieren also mag zwar Material aus der Realität Verwendung finden. Aber es hat keinen kreativen Realitätsbezug [Spiel hingegen schon, PK]. Ihm fehlt der Drang zur Verwirklichung. Phantasieren ist Ersatz für einen kreativen Realitätsbezug“ (Sesink 2002, 81). Weiterhin ist bereits erwähnt worden, dass die Bedeutung des Spiels in Winnicotts Werk in der vorliegenden Arbeit nur angedeutet werden kann. Vgl. dazu Winnicott 1995 sowie Sesink 2002, 65 ff

Ist das Kind fähig allein zu sein, kann es das Spiel unterbrechen, ohne es beenden und verlassen zu müssen (vgl. Winnicott 1990b, 42 f.). Darin unterscheidet sich das phantasiegeleitete Spiel vom Kartenspiel- und Gesellschaftsspiel (vgl. Benjamin 1974, 128–133).⁹¹ Abermals sind die Eltern gefragt: Gehrke-Riedlins Untersuchung des Kinderzimmers hinsichtlich des Raumerlebens fördert zutage, dass die elterliche Präsenz seitens der Kinder daran gemessen wird, inwieweit sie spielerische Vorlieben und Eigenarten letzterer akzeptieren und sich, wie in Kapitel 4.2 beschrieben, „doppelt zurückhalten“ können.

„Eltern, die sich auf kindliche Spiele einstellen oder daran teilnehmen, fördern und verstärken die Grundstimmung im Raum und sind im Kinderzimmer willkommen. Andere Formen der Erwachsenenpräsenz – wie gerechtfertigt sie auch sein mag – wird eher als Eingriff erlebt und abgelehnt, insbesondere, wenn sie mit den Themen Ordnung oder Regeln verbunden sind, da Kinder heutzutage diesen Raum stärker als ihren Privatbereich bzw. ihr eigenes Reich erleben“ (Gehrke-Riedlin 2003, 163).⁹²

⁹¹ Benjamin zitiert in diesem Zusammenhang aus dem Gedicht „L'horloge“ von Baudelaire, nach dem die Zeit das Spiel per se gewinnt. Er schickt voraus: „Das Immer-wieder-von-vorn-anfangen ist die regulative Idee des Spiels (wie der Lohnarbeit). Es hat daher seinen genauen Sinn, wie bei Baudelaire der Sekundenzeiger – la Seconde – als Partner des Spielers auftritt. *Souviens-toi que le Temps es tun joueur avide/ Qui gagane sans tricher, à tout coup! c'est la loi*“ (Benjamin 1974, 132, Hervorhebung des Autors). Verbunden damit scheint Winnicotts Gedanke interessant, demnach durch Spielregeln dem bedrohlichen Charakter des Spiels vorgegriffen wird (vgl. Winnicott 1995, 62).

⁹² Hierzu Winnicott: „Wenn Kinder spielen müssen Erwachsene dabei sein; dies bedeutet jedoch nicht, daß die verantwortliche Person in das Spiel der Kinder eingreifen muß. Wenn derjenige, der das Spiel organisiert, *leitend* einbezogen werden muß, dann heißt das, daß das Kind oder die Kinder nicht schöpferisch (im Sinne der vorliegenden Abhandlung) spielen können“ (Winnicott 1995, 62).

8. Abschließende Betrachtung

Bevor eine Antwort auf die leitende Frage der vorliegenden Arbeit formuliert werden soll, erscheint es hilfreich, die vorangegangenen Kapitel, Revue passieren zu lassen. Unter zivilisationsanalytischen Gesichtspunkten sind sich verändernde gesellschaftliche Verhältnisse und deren Wirken auf familiäres Zusammenleben dargestellt worden. Anhand dieser sollte gezeigt werden, inwiefern psychoanalytische Theorie und familiäre Realität korrespondieren und erstere das geeignete Instrumentarium für das hiesige Vorhaben bereithält. Anschließend ist exemplarisch an Aspekten der Entwicklungstheorie Winnicotts das Alleinsein als absoluter Zustand in Abhängigkeit und zu entwickelnde Fähigkeit, als Alleinsein in Anwesenheit anderer, diskutiert worden. Dabei wurde deutlich, dass Alleinsein in diesem Sinne dazu beiträgt, ein individuelles Sein in Gesellschaft zu entwickeln. Der Frage nach der Bedeutung des Kinderzimmers hinsichtlich dieser Erkenntnis, ist eine Betrachtung von Wohnbedingungen vorangegangen, die jene historischen Kontinuitäten sowie Veränderungen fokussierte, welche sich durch die bürgerliche Vorstellung von Häuslichkeit vollzogen haben: Das familiäre Zusammenleben ist wichtigste Kontrollinstanz und begünstigt gleichzeitig die Individualisierung des Kindes.

Kinderzimmer und Alleinsein entsprechen sich in ihren Bedeutungen. Obgleich das Kinderzimmer ein Ort ist, den das Kind für sich allein hat, ist es nicht frei von funktionalen Vorgaben und elterlichem Reglement. In ihm bietet sich die Möglichkeit des Rückzugs ebenso, wie Anforderungen der Umwelt zu erfahren, zu übertreten und als die eignen anzunehmen.

Aus entwicklungspsychologischer Sicht lässt sich daher festhalten:

1. Nur durch andere kann das Individuum allein sein.
2. Nur dadurch, dass es allein sein kann, kann es sich anderen zuwenden.
3. Nur durch die Gleichzeitigkeit von individuellem Sein und Sein unter anderen wird sich eine „persönliche Seinsweise“ im Sinne Winnicotts entwickeln und sich das Individuum als solches auch erfahren können.

Das Kinderzimmer ist jener Ort, an dem Alleinsein sich ermöglicht. Was wie selbstverständlich erscheint, ist Stand eines Zivilisationsprozesses, innerhalb dessen sich Wohnräume und Affekte unter einem „gesellschaftlichen Zwang zum Selbstzwang“ (Elias) differenziert haben. Häuslichkeit impliziert, öffentliches von privatem Leben zu trennen, erzeugt dabei jedoch eine familiäre Öffentlichkeit, die durch begrenzten Raum und die „Emotionalisierung“ (Schmidt) des Zusammenlebens bestimmt ist.

Sich Alleinsein gegenseitig zuzugestehen, sich „doppelt zurückzuhalten“ (Sesink) und seine Mitmenschen sein zu lassen, wird in seiner praktischen Relevanz deutlich, für ein respektvolles Generationenverhältnis, innerhalb der Familie sowie über diese hinaus und weiterhin, um jener Anforderung einer bürgerlichen Gesellschaft entsprechen zu können, die darin besteht, ein Leben *für sich* zu führen.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (2015): Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie (1955). In: Theodor W. Adorno: Soziologische Schriften I. Lizenzausg., Sonderausg. Hg. v. Rolf Tiedemann. Darmstadt: WBG (Ausgewählte Werke, Bd. 5), S. 42–85.
- Althammer, Jörg W.; Lampert, Heinz (2014): Lehrbuch der Sozialpolitik. 9., akt. u. überarb. Aufl. Berlin, Heidelberg: Springer, zuletzt geprüft am 19.07.2018.
- Ariès, Philippe (2000): Geschichte der Kindheit. 14. Aufl. München: dtv.
- Balint, Michael (1981): Über Liebe und Haß (1951). In: Michael Balint: Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse. Ungekürzte Ausg. Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Klett-Cotta, S. 151–169.
- Beckett, Samuel (1967): Stücke. Kleine Prosa. Auswahl in einem Band. Lizenzausg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1955): Einbahnstraße. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1974): Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1992): Berliner Kindheit um neunzehnhundert. Fassung letzter Hand und Fragmente aus früheren Fassungen. 5. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Benner, Dietrich; Brüggem, Friedhelm (2011): Geschichte der Pädagogik. Vom Beginn der Neuzeit bis zur Gegenwart. Stuttgart: Reclam.
- Bohleber, Werner (1996): Identität und Selbst. Die Bedeutung der neueren Entwicklungsforschung für die psychoanalytische Theorie des Selbst (1992). In: Werner Bohleber (Hg.): Adoleszenz und Identität. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, S. 268–302.
- Butzer, Ralph J. (2008): Trieb. In: Wolfgang Mertens und Bruno Waldvogel (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 3. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer, S. 777–783.
- Degenhardt, Franz-Josef (1984): Ala - Kumpanen, Sangesbrüder. Ausgewählte Lieder. 1. Aufl. Leipzig: Reclam.
- Des Fôrets, Louis-René (1991): Das Kinderzimmer. In: Ders.: Das Kinderzimmer. München: Carl Hanser Verlag, S. 60–87.

- Ebers, Nicola (1995): "Individualisierung". Georg Simmel - Norbert Elias - Ulrich Beck. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Eicke, Dieter (Hg.) (1977a): Freud und die Folgen (1). Von der klassischen Psychoanalyse... Zürich: Kindler (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 2).
- Eicke, Dieter (Hg.) (1977b): Freud und die Folgen (2). ... bis zur allgemeinärztlichen Psychotherapie. Zürich: Kindler (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 3).
- Elbing, Eberhard (1991): Einsamkeit. Psychologische Konzepte, Forschungsbefunde und Treatmentansätze. Göttingen: Hogrefe.
- Elias, Norbert (1998): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. 22., neu durchges. u. erw. Aufl. 2 Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1999): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 2. Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. 22., neu durchges. u. erw. Aufl. 2 Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (2002): Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. 1. Aufl. [Nachdr.]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Flammer, August (1996): Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung. 2., vollst. überarb. Aufl. Bern: Huber.
- Fonagy, Peter (2003): Bindungstheorie und Psychoanalyse. 1. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Freud, Sigmund (2002): Massenpsychologie und Ich-Analyse; Die Zukunft einer Illusion. 6., unveränd. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, Sigmund (2013): Die Traumdeutung. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gehrke-Riedlin, Renate (2003): Das Kinderzimmer im deutschsprachigen Raum. Eine Studie zum Wandel der häuslichen Erfahrungs- und Bildungswelt des Kindes. Göttingen: SUB. Online verfügbar unter <https://ediss.uni-goettingen.de/handle/11858/00-1735-0000-000D-FB2D-6>, zuletzt geprüft am 06.08.2018.

- Gestrich, Andreas; Krause, Jens-Uwe; Mitterauer, Michael (2003): Geschichte der Familie. Stuttgart: Kröners.
- Halder, Alois; Müller, Max (1993): Philosophisches Wörterbuch. überarb. Neuausg. 2. Aufl. Freiburg i. B.: Herder.
- Henning, Friedrich-Wilhelm (1991): Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands. Bd. 1. Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh.
- Herdan-Zuckmayer, Alice (1983): Das Kästchen. Die Geheimnisse einer Kindheit. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Hesse, Hermann (1977): Demian. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend. Leipzig: Insel Verlag.
- Hinz, Helmut (2008): Objektbeziehung, Objektbeziehungstheorie. In: Wolfgang Mertens und Bruno Waldvogel (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 3. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer, S. 520–526.
- Holder, Alex (1977): Freuds Theorie des psychischen Apparates. In: Dieter Eicke (Hg.): Freud und die Folgen (1). Von der klassischen Psychoanalyse... Zürich: Kindler (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 2), S. 226–266.
- Holz kamp-Osterkamp, Ute (1975): Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung. Bd. 1. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Honig, Michael-Sebastian (1993): Sozialgeschichte der Kindheit im 20. Jahrhundert. In: Manfred Markefka und Bernhard Nauck (Hg.): Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand, S. 207–218.
- Immowelt (2010): Wohnen und Leben 2010. Wie groß wünschen Sie sich das Kinderzimmer für Ihre Kinder? zit. n. de.statista.com. Online verfügbar unter <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/159027/umfrage/wunschgroesse-fuer-das-kinderzimmer/>, zuletzt geprüft am 06.08.2018.
- Johansen, Erna M. (1981): Betrogene Kinder. Eine Sozialgeschichte der Kindheit. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Khan, M. Masud R. (1977): Das Werk von D. W. Winnicott. In: Dieter Eicke (Hg.): Freud und die Folgen (2). ... bis zur allgemeinärztlichen Psychotherapie. Zürich: Kindler (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 3), S. 348–382.

- Kluge, Friedrich (2002): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 24., durchges. u. erw. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- Kutter, Peter (1992): Moderne Psychoanalyse. Eine Einführung in die Psychologie unbewußter Prozesse. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand (2016): Das Vokabular der Psychoanalyse. 20. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lotz, Johannes B. (1967): Das Phänomen der Einsamkeit im Lichte der personalen Anthropologie. In: Wilhelm Bittner (Hg.): Einsamkeit in medizinisch-psychologischer, theologischer und soziologischer Sicht. Ein Tagungsbericht. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, S. 30–48.
- Ludwig-Körner, Christiane (2008): Selbst, Selbstgefühl. In: Wolfgang Mertens und Bruno Waldvogel (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 3. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer, S. 677–682.
- Mahler, Margaret S.; Pine, Fred; Bergmann, Anni (1994): Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Makari, George (2011): Revolution der Seele. Die Geburt der Psychoanalyse. Lizenzausg. Darmstadt: WBG.
- Maurer, Michael (1996): Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680-1815). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2016): KIM-Studie. Das Internet im Kinderzimmer. Medien/Geräte im eigenen Besitz deutscher Kinder. zit. n. de.statista.com. Online verfügbar unter <https://de.statista.com/infografik/8160/kinder-medien-besitz/>, zuletzt geprüft am 06.08.2018.
- Mertens, Wolfgang (1996): Psychoanalyse. 5., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Michael, Anne (1998): Das Winnicott'sche Übergangsobjekt als entwicklungspsychologischer Marker eines "zweiten Individuationsprozesses". Leipzig: Diss.
- Miller, Patricia H. (1993): Theorien der Entwicklungspsychologie. Studienausg. Heidelberg: Spektrum.

- Müller, Burkhard K. (1998): Otto Rank als Psychoanalytiker nach seinem Bruch mit Freud, die Anfänge der Objektbeziehungstheorie und D.W. Winnicott. In: *psychosozial* Jg. 21 (73), S. 143–156.
- Neumann, Karl (1993): Zum Wandel der Kindheit vom Ausgang des Mittelalters bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts. In: Manfred Markefka und Bernhard Nauck (Hg.): *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand, S. 191–205.
- Niehuss, Merith (2001): *Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Niehuss, Merith (2007): *Zwischen Seifenkiste und Playmobil. Illustrierte Kindheitsgeschichte des 20. Jahrhunderts*. Darmstadt: Primus Verlag.
- Nitzschke, Bernd (1977): Die Bedeutung der Sexualität im Werk Sigmund Freuds. In: Dieter Eicke (Hg.): *Freud und die Folgen (1). Von der klassischen Psychoanalyse...* Zürich: Kindler (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 2), S. 363–402.
- Phillips, Adam (2009): *Winnicott*. 1. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schmidt, Gunter (1988): *Das große Der, Die, Das. Über das Sexuelle. Überarb. u. erw. Neuausg.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Sesink, Werner (2002): *Psychoanalyse und Pädagogik. Eine pädagogische Einführung in die psychoanalytische Entwicklungstheorie D. W. Winnicotts*. Darmstädter Vorlesungen. Vorlesungsskript. Erschienen unter dem Titel "Die Vermittlung des Selbst" (vergriffen). Münster, Hamburg: LIT-Verlag. Online verfügbar unter https://www.abpaed.tu-darmstadt.de/media/arbeitsbereich_bildung_und_technik/gesammelteskripte/psychoanalysepdagogik_sesink.pdf, zuletzt geprüft am 06.08.2018.
- Statista (2016): *Statista Umfrage "Wohnen und Möbel 2016". Wie viel Geld haben Sie in den letzten fünf Jahren für Möbel und Inneneinrichtung Ihres Kinder- bzw. Jugendzimmers ausgegeben?* zit. n. de.statista.com (<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/586343/umfrage/umfrage-zu-umfrage-zu-ausgaben-fuer-moebel-und-inneneinrichtung-fuer-das-kinder-jugendzimmer/>), zuletzt geprüft am 06.08.2018.
- Tränkle, Margret (1972): *Wohnkultur und Wohnweisen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.*
- Werner, Georg (2017): *Eremiten im barocken Bayern. Mentalität und Wandel*. Münster: Waxmann.

- Winnicott, Donald W. (1990a): Der Anfang ist unsere Heimat. Essays zur gesellschaftlichen Entwicklung des Individuums. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winnicott, Donald W. (1990b): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Studien zur Theorie der emotionalen Entwicklung. Ungekürzte Ausg. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Winnicott, Donald W. (1994): Die menschliche Natur. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winnicott, Donald W. (1995): Vom Spiel zur Kreativität. 8. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winnicott, Donald W. (1997): Familie und individuelle Entwicklung. Ungekürzte Ausg. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Wischermann, Clemens (1985): "Familiengerechtes Wohnen": Anspruch und Wirklichkeit in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg. In: Hans Jürgen Teuteberg (Hg.): Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit. Münster: Coppenrath, S. 169–198.
- Zeiher, Helga (1991): Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945. In: Ulf Preuss-Lausitz et al. (Hg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. 3., unverä. Aufl. Weinheim: Beltz, S. 176–195.
- ZEIT Magazin (2018): Kinderzimmer. Kommt spielen! 12.06.2018. Online verfügbar unter <https://www.zeit.de/zeit-magazin/mode-design/2018-05/kinderzimmer-einrichtung-moebel-fs>, zuletzt geprüft am 06.08.2018.
- Ziese, Peter (1977): Die Triebtheorie der Psychoanalyse. In: Dieter Eicke (Hg.): Freud und die Folgen (1). Von der klassischen Psychoanalyse... Zürich: Kindler (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 2), S. 343–362.
- Zinnecker, Jürgen (1990): Vom Straßenkind zum verhäußlichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation. In: Imbke Behnken (Hg.): Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Opladen: Leske + Budrich, S. 142–162.